



10. Heft / 18. Mai 1911

PAUL KAMPFFMEYER · DIE SOZIALDEMOKRATIE EINE POLITISCHE PARTEI, KEINE PHILOSO- PHISCHE SCHULE



IN den friedlichen Meinungsstreit um den Wert der Religion für den Sozialismus hat nun auch Genosse Dr. August Erdmann eingegriffen.¹⁾ Genosse Erdmann billigt im allgemeinen meinen Standpunkt, der in den Sätzen gipfelte: »Im Interesse der Gestaltung eines sozialistischen Gemeinwesens ist die organisatorische Zusammenfassung aller Kräfte, vor allem der sozial schöpferischen von einer idealen selbstlosen Lebensauführung geleiteten Kräfte geboten. Aus diesem Grunde überwand die *Internationale Arbeiterassoziation* alle trennenden und konfessionellen Schranken und ihre Statuten forderten strikt, daß »alle ihr angehörigen Gesellschaften und Individuen Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betragens unter einander und gegen alle ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntnis oder Nationalität anzuerkennen« sich verpflichteten. . . Die Sozialdemokratie will ein Stück sozialer Wirtschaft selbst gestalten, und an dem erhöhten Wohlstand dieser Wirtschaft sind Jude, Christ und Atheist gleichmäßig interessiert. In dieser sozialistisch-genossenschaftlichen Wirtschaft ist ein die Bekenner aller Konfessionen einigendes Moment gegeben. Dieses Moment beseelt das sozialdemokratische Programm, in dem sich auch keine Spur einer atheistischen oder auch nur antikirchlichen Weltanschauung findet.«

Genosse Erdmann hält aber dennoch den von mir vertretenen Standpunkt strikter religiöser Toleranz nicht inne sondern drängt die Sozialdemokratie als eine Partei, »die eine eigene Weltanschauung vertritt«, in eine gewisse Kampfesstellung gegenüber der Kirche hinein. Er weist auf den berüchtigten Satz des Regensburger Bischofs Henle *Wer Knecht ist, muß Knecht bleiben* hin, er erhebt diesen Satz zu einem sozialen Glaubenssatz der katholischen Kirche und predigt dann den Kampf gegen eine antisoziale, derartige arbeiter-

¹⁾ Siehe Erdmann *Sozialdemokratie und Religion* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 1. Band, pag. 512 ff.

feindliche Dogmen verkündende Kirche. Er vergißt, daß die These des Bischofs Henle sofort auf den lebhaftesten Widerspruch christlich-katholischer Blätter stieß, die den Bischof Kettler gegen Bischof Henle ausspielten, und daß ein leitendes Blatt des bayrischen Zentrums die ihm sehr unbequemen Ausführungen Henles direkt umfälschte. Hier ist nicht der Ort bei dieser sehr interessanten Polemik der katholischen Blätter gegen den Bischof Henle zu verweilen. Ich deute hier nur auf sie hin, um den Erdmannschen Ausspruch, daß die These des Regensburger Bischofs gleichsam ein soziales Glaubensbekenntnis des gesamten Katholizismus sei, richtigzustellen.

Genosse Dr. Erdmann erhebt die Sozialdemokratie zu einer Partei der Weltanschauung, und gerade deshalb wende ich mich gegen ihn, weil er damit der Partei einen gar schlechten Diebstahl erweist und sie mitten hinein in die Diskussionen über den Wahrheitsgehalt und den Wert der verschiedenen philosophischen Systeme stellt. In einigen führenden Gruppen der sozialdemokratischen Partei huldigt man allerdings noch einer recht veralteten materialistischen Weltanschauung, obwohl sich von dieser selbst streng naturwissenschaftlich gerichtete Denker wie Ostwald, Wundt längst abgewandt haben. Der alte Haeckel spricht heute schon von *Atomseelen* und erklärt: »Lust und Unlust, Begierde und Abneigung, Anziehung und Abstoßung müssen allen Atomen gemeinsam sein.« Er führt alle Stoffbewegungen schließlich auf psychische Grundkräfte zurück. Der Materialismus eines Ludwig Büchner wird selbst von den strengen Materialisten unserer Partei aufgegeben; denn sie bekennen sich zu dem sogenannten *dialektischen* Materialismus. Und über den dialektischen Materialismus wieder tobt der heftigste Meinungsstreit; denn dieser setzt schon bei dem Wesen und Begriff der *Dialektik* ein. Ist die Dialektik nur eine Denkmethode oder ein Universalgesetz der Natur? Nach Engels ist »die Natur die Probe auf die Dialektik«, und »wir müssen es der modernen Naturwissenschaft nachsagen, daß sie für diese Probe ein äußerst reichliches, sich täglich häufendes Material geliefert und damit bewiesen hat, daß es in der Natur, in letzter Instanz, dialektisch und nicht metaphysisch hergeht«. Die Dialektik gehört also nach Engels dem Sein an, sie ist eine Bewegungsform der Natur selbst. Weil die gegensätzliche Bewegung, das Streben eines jeden Dinges seinen eigenen Gegensatz hervorzurufen, sich selbst zu negieren, schon in der Natur steckt, so reproduziert sich diese Bewegung in den *Abbildern* der Dinge, in den Begriffen, so geht sie in das Denken selbst über. Und zu dieser Auffassung mußte Engels notwendig auf Grund seiner ganz materialistischen Vorstellung von der Bildung und Gestaltung der Begriffe »im Menschenkopf« gelangen. Die Begriffe sind eben nach Engels nur Widerspiegelungen, Abbilder materieller Dinge, das Ideelle ist nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle. Die Engelssche philosophische Grundanschauung, daß die Gesetze des Seins und Denkens zusammenfallen, daß die Dialektik nur deshalb ein *Denkgesetz* ist, weil sie ein Gesetz des *Seins* ist, diese Anschauung entsprang dessen materialistischer Erkenntnistheorie, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann. Eine völlig andere Auffassung vom Wesen der Dialektik erhält natürlich der, der nicht auf dem materialistischen Standpunkt Friedrich Engels' steht. Und diesen nehmen selbst nicht alle strammen Marxisten ein. So ist der geistvolle Dr. Max Adler ein ausgesprochener Kantianer, und er tut gerade die Abhängigkeit der »materiellen Dinge« von der eigenartigen Organisation des mensch-

lichen Erkenntnisvermögens und dessen Denkgesetzen dar. Dr. Adler betrachtet die Dialektik nur als »Denkmethode«.

Wenn nun unsere Parteischriftsteller von einer sozialistischen Weltanschauung reden, greifen sie durchweg auf die dialektisch-materialistische Weltanschauung zurück, die ja bereits ein Pannekoeck zur Weltanschauung des Proletariats proklamiert hat, obwohl nicht einmal die Begriffe über das Wesen der Dialektik geklärt sind. Fast man namentlich die Dialektik als eine Denkmethode auf, so scheint diese gar nicht, wie das Engels schon lichtvoll in seiner Streitschrift gegen Dühring erörtert hat, an eine spezifisch proletarische Art zu denken gebunden zu sein. Denn die Dialektik will die Begriffe in ihrem ganzen Inhalt, in ihren wechselseitigen und gegenseitigen Beziehungen erfassen. Zu den dialektischen Denkern zählt Engels den alten aristokratischen Heraklit, den Vorkämpfer der bürgerlichen Demokratie Rousseau, den preußischen Staatsphilosophen Hegel und den sozialdemokratischen Lohgerber Dietzgen. Der dialektische Materialismus ist alles andere, nur keine Weltanschauung der proletarisch-sozialistischen Massen. Millionen und Abermillionen Proletarier — namentlich die des hochindustriellen Altenglands — hängen noch innerlich mit den Vorstellungen und Kulthandlungen der Offenbarungsreligionen zusammen. Gewiß, es soll nicht geleugnet werden, daß große proletarische Gruppen nur noch durch ein äußeres Band, durch ganz seelenlose Beobachtungen christlicher Zeremonieen mit der Kirche zusammenhängen; aber die sich in jenen Gruppen etwa auswirkende materialistische Weltanschauung ist von so minimaler Sprengkraft, daß sie nicht einmal ein rein äußeres, schon zerfasertes Band zerreißen kann.

Die materialistische Weltanschauung selbst unterliegt der umwälzenden Macht der philosophischen Zeitströmungen, die sie bald an die Oberfläche getrieben, bald völlig fortgespült haben. In der Geschichte der Philosophie haben materialistische Schulen bald weithin geleuchtet, bald sind sie gänzlich erloschen. Die glänzenden materialistischen Philosophen des 18. Jahrhunderts kamen in den Blühetagen der deutschen idealistischen Philosophie ganz in Vergessenheit. In der Naturwissenschaft folgten auf Materialisten wie Büchner und Moleschott Skeptiker wie du Bois-Reymond und Spiritualisten wie Fechner, Zöllner und Crookes. Neue Theorien lebten auf: die Auflösung der Materie in Kraftzentren, Weltäthertheorieen. Und an eine von luftigem Hypothesenbau so stark abhängige Weltanschauung soll sich eine so erdenschwere sozialpolitische Partei wie die Sozialdemokratie hängen? Nein, indem sich die Sozialdemokratie ihrer tätigen Wirklichkeit bewußt wird, überläßt sie dem Philosophen den Kampf in den Lüften und baut auf der Erde fest an ihren wirtschaftlichen Fundamenten. Bei der Diskussion philosophischer und religiöser Probleme brauchen sich die Anhänger der Sozialdemokratie wahrlich keinen Maulkorb vorzubinden: Nur ist die Stellungnahme zu diesen Problemen keine *Parteisache*.

Nur da, wo sich die Weltanschauungsfragen direkt als Lebensfragen des Proletariats darstellen, stoßen wir in der Sozialdemokratie auf eine übereinstimmende Formulierung bestimmter prinzipieller Fragen: auf dem Gebiet der sozialen Ethik. Aber in der Begründung dieser Forderungen gehen die Ansichten wieder weit auseinander: Hier Kantianer, dort Materialisten!

ARTHUR SCHULZ · DIE VOLKSWIRTSCHAFTLICHE BEDEUTUNG DES BAUERNGUTS UND DER BINNENSIEDELUNG

I

ZU einer Zeit, da Westeuropa und Nordamerika noch eben von Klagen über Fleischteuerung und Fleischnot wiederhallten, ist es wohl eine selbstverständliche Aufgabe eines Sozialdemokraten, der durch praktische Erfahrung und Studium mit den Fragen der Agrarproduktion einigermassen vertraut geworden ist und mit diesen in unserer Partei nicht gerade sehr verbreiteten Kenntnissen der deutschen Arbeiterbewegung dienen möchte, Mittel und Wege zu suchen, wie der Wiederkehr ähnlicher Teuerungskalamitäten vorgebeugt werden kann. In vorurteilsfreier Beschäftigung mit diesem Problem kam ich zu dem Ergebnis, daß die deutschen Konsumenten und ihre Kerntruppe, die Industriearbeiter, *in the long run* am besten fahren werden, wenn ihr Bedarf möglichst durch die Inlandsproduktion gedeckt werden könnte, daß diese aber mit dem wachsenden Konsum auf die Dauer nur dann Schritt halten kann, wenn nicht nur die bestehenden bäuerlichen Betriebe rentabel erhalten sondern auch in noch stärkerem Maß als es schon geschieht Rittergüter auf dem Weg der staatlich geleiteten innern Kolonisation in Bauerndörfer umgewandelt werden. Der Artikel, in dem ich diesen Standpunkt mit einem reichlichen Tatsachenmaterial begründet habe¹⁾, hat das lebhafteste Mißfallen des Genossen K. Kautsky erregt und ihn veranlaßt unter heftigen persönlichen Ausfällen gegen mich zu Felde zu ziehen.²⁾ Dabei unterläßt es K. Kautsky wohlweislich auf den Hauptteil meiner Darlegungen irgendwie einzugehen. Denn hätte er seinen Lesern mitgeteilt, welche bedeutenden Produktionssteigerungen im Ackerbau und namentlich in der Viehhaltung in den östlichen Provinzen Preußens durch die Umformung von Großgütern in Bauernhöfe erzielt worden sind, so hätte er seine agrarischen Lieblingstheorien, an deren Richtigkeit sogar ihm sonst nahestehende Parteigenossen mehr und mehr zu zweifeln beginnen, in Mißkredit gebracht. Um so eifriger ist er bestrebt einige einleitende Bemerkungen meines Artikels zu widerlegen, in denen ich auf Grund der Betriebszählung vom 12. Juni 1907 kurz zu skizzieren suchte, welche Betriebsgrößen die höchsten Beiträge zur Volksernährung liefern. Die hier in Frage stehenden Probleme sind wichtig genug, um eine Antikritik zu rechtfertigen. Um aber die der Klärung sachlicher Differenzen meist wenig förderliche polemische Tonart möglichst zu vermeiden, will ich versuchen in objektiver Darstellung die volkswirtschaftliche Bedeutung der bäuerlichen Betriebe im Deutschen Reich und der ihre Vermehrung bezweckenden Binnensiedelung zu schildern. Nebenbei wird sich dann schon ergeben, ob K. Kautsky mit seinen Einwänden im Recht ist.

Die Grundlage der deutschen Landwirtschaft muß unter dem Zwang des Klimas und der Bodenbeschaffenheit immer der Ackerbau und zwar der Getreidebau bleiben. Auch wenn die Viehhaltung und mit ihr die Anlegung intensiv bewirtschafteter Dauerweiden noch mehr in den Vordergrund tritt,

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Volksernährung und innere Kolonisation im Osten Deutschlands* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 1. Band, pag. 381 ff.

²⁾ Siehe Kautsky *Fleischteuerung und Kleinbetrieb* in der *Neuen Zeit*, 1910-1911, 2. Band, pag. 4 ff.

wird doch das Futter für den vermehrten Viehstapel zur Hauptsache immer auf dem Acker gewonnen werden müssen. Es ist deshalb für die Beurteilung der relativen Vorzüglichkeit der verschiedenen Betriebsgrößen wichtig zu erforschen, in welchem Maß sie am Anbau des Brot- und Futtergetreides und der verschiedenen Futterpflanzen beteiligt sind. Über die Bodenbenutzung der landwirtschaftlichen Betriebe im Deutschen Reich gibt die Betriebszählung von 1897 folgende Auskunft:

Art der Benutzung	Kleinbauern 2 bis 5 Hektar			Mittelbauern 5 bis 20 Hektar			Großbauern 20 bis 100 Hektar			Großbetriebe 100 und mehr Hektar		
	Hektar	%	% der Spalte	Hektar	%	% der Spalte	Hektar	%	% der Spalte	Hektar	%	% der Spalte
I. Ackerland												
Brotgetreide	819651	19,0	10,2	2726807	19,8	34,0	2372000	18,8	29,6	1760008	17,8	21,9
Hafer	371046	8,6	8,8	1473212	10,7	35,0	1384181	10,9	32,9	865713	8,7	20,6
Gerste	157406	3,7	9,7	542951	4,0	33,5	476069	3,8	29,4	379896	3,8	23,4
Mengegetreide	51873	1,2	5,8	204784	1,5	22,7	273528	2,2	30,3	354560	3,6	39,3
Getreidefläche überhaupt	1399976	32,5	9,5	4947754	36,0	33,5	4505778	35,7	30,5	3360177	33,9	22,8
Zuckerrüben	18858	0,4	3,7	77582	0,6	15,1	125961	1,0	24,5	281691	2,8	54,8
Kartoffeln	447484	10,4	14,1	948993	6,9	29,9	609723	4,8	19,2	667698	6,7	21,0
Futterpflanzen	262426	6,1	10,1	841726	6,1	32,6	720375	5,7	27,9	671500	6,8	26,0
Feldgemüse	42916	1,0	16,2	100569	0,7	37,9	62546	0,5	23,5	30841	0,3	11,6
Sonstige Ackerfrüchte	94397	2,2	8,9	308102	2,2	29,0	310916	2,5	29,2	316388	3,2	29,8
Ackerweide	42207	1,0	3,9	221618	1,6	20,4	492910	3,9	45,5	315073	3,2	29,0
Schwarzbrache	41742	1,0	4,2	281695	2,0	28,4	392490	3,1	39,5	266936	2,7	26,9
Ackerland überhaupt	2350006	54,6	9,6	7728039	56,1	31,6	7220699	57,2	29,6	5910304	59,6	24,2
II. Gartenland	73454	1,7	15,2	138511	1,0	28,8	79810	0,6	16,6	42214	0,4	8,7
III. Wiesen	800045	18,6	13,5	2314819	16,8	38,9	1595781	12,7	26,8	928613	9,4	15,6
IV. Reiche Weiden	42027	1,0	4,9	206010	1,5	24,1	419935	3,3	49,2	173230	1,7	20,3
V. Weinberge	39346	0,9	34,1	34185	0,3	29,6	5878	0,1	5,1	657	0,0	0,6
Landwirtschaftliche Fläche	3304878	76,8	10,4	10421564	75,7	32,7	9322103	73,9	29,3	7055018	71,1	22,2
Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe	4306421	100	10,0	13768521	100	31,9	12623011	100	29,3	9916531	100	23,0

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß der zur Hauptsache mit den Arbeitskräften der Familie wirtschaftende mittelbäuerliche Betrieb von der Brotgetreide- wie von der Futtergetreidefläche mehr als $\frac{1}{3}$ (34,0 und 35,5 %) in Anspruch nimmt, der Großbetrieb nur wenig über $\frac{1}{5}$ (21,9 und 22,8 %). Die Bauerngüter der 3 Größenklassen insgesamt sind sogar mit 73,8 % an der Brotgetreidefläche, mit 73,5 % an der Getreidefläche überhaupt, mit 70,8 % am Ackerland und mit 72,4 % an der gesamten landwirtschaftlichen Fläche beteiligt. Dabei ziehen die Bauerngüter ihre Betriebsfläche in stärkerem Maß zum Getreidebau heran als die Großbetriebe. Die Kleinbauern bestellen 19,0, die Mittelbauern 19,8, die Großbesitzer nur 17,8 % ihrer Betriebsfläche mit Brotgetreide. Auch dem Getreidebau mit Einschluß des Futtergetreidebaus widmen die Bauerngüter der 3 Größenklassen einen höhern Anteil an ihrer Betriebsfläche, nämlich 35,4 % gegen 33,9 % bei den Gütern über 100 Hektar.

Es ist daher unrichtig, wenn K. Kautsky behauptet, daß »der Großbetrieb viel mehr Arbeit im Getreidebau verwendet als der Kleinbetrieb«.

Während hierfür die Statistik einen schlüssigen Beweis liefert, gibt sie uns keinen Aufschluß darüber, ob auf der selben Fläche im Groß- oder im Kleinbetrieb mehr Getreide geerntet wird. Ich hatte in meinem letzten Artikel zugegeben, daß der erstere im Getreidebau die größere Arbeitsproduktivität aufweist. Dagegen war ich nicht in der Lage dem Großgut auch die höhere Bodenproduktivität zuzusprechen. Daran hinderte mich die Tatsache, daß die Großbetriebsprovinzen und -länder im Durchschnitt geringere Hektarerträge erreichen als die Gegenden mit vorherrschendem bäuerlichen Betrieb. Ich war aber auch weit entfernt behaupten zu wollen, daß in der Getreideerzeugung die Bodenproduktivität des Bauernguts eine höhere sei als die des Großguts. Davon hielten mich unter anderm die geringen Hektarerträge ab, die Frankreich und Württemberg im Weizen- und Roggenbau erzielen. Ich verwandte die Erntertragsstatistik also keineswegs dazu, um mit ihren Ziffern eine positive Aussage über die Bodenproduktivität des Getreidebaus in Betrieben verschiedener Größe beweisen zu wollen, vielmehr ließ ich diese vielerörterte Streitfrage völlig unentschieden. Nichtsdestoweniger bringt es K. Kautsky fertig mir unter Verdrehung des klaren Sinns der wenigen Sätze, die ich hierüber geschrieben habe, zu insinuierten, ich hätte mit den Ziffern der Erntertragsstatistik die größere Bodenproduktivität des Kleinbetriebs beweisen wollen. Gegen diese mir untergeschobene Meinung polemisiert er dann mehrere Seiten hindurch auf das heftigste. Allein der mir gemachte Vorwurf des Taschenspielerkunststückchens fällt auf ihn zurück.

Ein stichhaltiger Beweis für die eine oder andere Meinung, davon bin auch ich überzeugt, kann natürlich nicht durch Gegenüberstellung der Hektarerträge ganzer Provinzen geführt werden, die nicht nur in der Betriebsgliederung und Grundbesitzverteilung sondern auch in Klima, Bodenbeschaffenheit und Absatzverhältnissen von einander abweichen. Man muß vielmehr Betriebe mit einander vergleichen, die unter den selben natürlichen und wirtschaftlichen Bedingungen produzieren. Bei solcher vergleichenden Beobachtung konnte bis vor etwa 10 Jahren an der durchgängigen Überlegenheit des Großbetriebs im Ackerbau in Deutschland kaum gezweifelt werden. Seitdem sind jedoch in unserer Landwirtschaft bedeutsame Wandlungen vor sich gegangen. Auf der einen Seite wird der Großgrundbesitz mehr und mehr genötigt mit wenig geschulten slawischen Wanderarbeitern zu wirtschaften, auf der andern Seite hat der Bauer an Fachkenntnissen und wirtschaftlicher Kraft bedeutend gewonnen, so daß er beispielsweise künstliche Düngemittel und Maschinen in größerem Umfang und mit mehr Verständnis und Erfolg als früher anwendet. Es sind daher in den letzten Jahren zahlreiche Beobachtungen sachkundiger Männer bekannt geworden, die zu einer Revision der überkommenen Meinung nötigen. So vertritt Martin Belgard auf Grund von Erfahrungen, die er besonders in den von Privaten begründeten Kolonien in Pommern, Westpreußen und Brandenburg gesammelt hat, die Anschauung, der Bauer bringe mehr Getreide aus dem Boden heraus, und sogar nach Abzug des weit stärkern Verbrauchs zur Aufzucht des Viehs und in der eigenen Wirtschaft bringe er im Verhältnis zur Fläche noch häufig mehr Getreide auf den Markt als der Gutsbesitzer.³⁾

³⁾ Siehe Belgard *Parzellierung und innere Kolonisation in den 6 östlichen Provinzen Preußens* (Leipzig 1907), pag. 382.

Allerdings meint Belgard, daß dem von den Bauernwirtschaften zum Verkauf gestellten Getreide die Einheitlichkeit der Sorte, die Reinigung und die Menge, die die Verladung lohnender macht, noch fehle; allein diese Mängel sind für die Frage der Bodenproduktivität gleichgültig und werden zudem mehr und mehr durch genossenschaftlichen Zusammenschluß abgestellt. Aus den Provinzen Posen und Westpreußen liegen Angaben des Präsidenten der Ansiedlungskommission Dr. Gramsch vor. Danach werden von den Ansiedlern hier durchschnittlich 12 Zentner auf den Morgen geerntet, während der Roggen- und Weizenenertrag im Durchschnitt beider Provinzen 1908 nur 9,7 Zentner pro Morgen betrug. Gramsch sagt:

»Es ist natürlich, daß so verhältnismäßig hohe Erträge von weniger intelligenten Leuten im Körnerbau und im Hackfruchtbau nur erzielt werden, weil sie mehr natürlichen Dünger ins Land bringen als vordem der Großgrundbesitzer. Die Anwendung des künstlichen Düngers bei den Ansiedlern steht nicht nur hinter der Anwendung des künstlichen Düngers beim Großgrundbesitz zurück sondern ist sogar erheblich größer.«⁴⁾ Selbst in der Provinz Sachsen und in Braunschweig sollen bäuerliche Familienwirtschaften von 5 bis 30 Morgen hinter den in der Ackerkultur so hochstehenden Rübengütern vielfach nicht mehr zurückbleiben. Wenigstens berichtet der Rittergutsbesitzer Ökonomierat Vibrans-Calvörde, der Nachfolger Dr. Schultz-Lupitz' im Vorsitz der Düngerabteilung der *Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft*, daß diese Betriebe in seiner Gegend nicht nur die Milch billiger produzieren sondern auch mehr künstlichen Dünger anwenden als er selbst und Ernten machen, die die seinen übertreffen.⁵⁾ Diese Beobachtungen sachverständiger Männer, die sich übrigens mit meinen in der Memelniederung gemachten Erfahrungen decken, genügen natürlich nicht, um eine höhere oder auch nur eine durchweg gleich hohe Bodenproduktivität der bäuerlichen Familienwirtschaft zu erweisen, aber sie zeigen zum mindesten, daß die von K. Kautsky mit solcher Entschiedenheit behauptete Überlegenheit des Großguts im Getreidebau heute nicht mehr allerorten zweifelsfrei ist.

Entsprechend dem größern mit Getreide bebauten Areal und den wachsenden Hektarerträgen sind auch die gesamten Erntemengen im Brotgetreidebau wie überhaupt im Körnerbau auf den Bauerngütern größer als in den Großbetrieben. In seinem neuesten Buch unternimmt es der Syndikus des *Deutschen Bauernbunds* Dr. Böhme in interessanter Weise festzustellen, wieviel Brotgetreide in den einzelnen landwirtschaftlichen Betriebsgrößen produziert wird, wieviel Arbeitskräfte mit Angehörigen und Kindern in ihnen tätig sind und was nach Abzug der Aussaat und des Konsums für den Verkauf übrigbleibt. Es ergibt sich, daß bei den Kleinbetrieben (2 bis 5 Hektar) ein Überschuß von 5,3, bei den mittleren Bauerngütern ein solcher von 29,8, bei den Großbauerngütern von 31,2 und bei den Großbetrieben über 100 Hektar von 24,6 Millionen Doppelzentner Brotgetreide zum Verkauf und zur Verfütterung übrigbleiben.⁶⁾ K. Kautskys Behauptung, daß »der Großbetrieb mehr Getreide baut als der Kleinbetrieb« ist also falsch. In Wirklichkeit ist der Bauer nicht nur der Hauptversorger des Landes mit Fleisch und Milch sondern auch mit Brot. Sind die von Böhme berechneten Zahlen natürlich auch nur Annäherungs-

⁴⁾ Siehe das Protokoll der Konferenz zur Beratung über die Organisation der innern Kolonisation / Berlin 1909 /, pag. 90.

⁵⁾ Siehe Vibrans Anwendung der künstlichen Düngemittel in der bäuerlichen Wirtschaft mit Rücksicht auf den Reinertrag in dem Sammelwerk *Neuere Erfahrungen auf dem Gebiet des landwirtschaftlichen Betriebswesens* / Berlin 1910 /, pag. 349.

⁶⁾ Siehe Böhme *Deutsche Bauernpolitik* / Würzburg 1911 /, pag. 35 ff. und 109 ff.

werte, so lehren sie doch so viel mit Sicherheit, daß die Versorgung des deutschen Volks mit inländischem Brotgetreide durch die Umformung von Großgrundbesitz in Bauerndörfer keineswegs gefährdet wird.

II

KANN sich demnach das Bauerngut als Getreideproduzent sehen lassen, so liegt sein Übergewicht recht eigentlich in der Viehproduktion und besonders in der Milchgewinnung und in der Aufzucht der Haustiere, die unter der sorgsamten Pflege der bäuerlichen Familie viel besser gedeihen als auf dem mit bezahlten Leuten arbeitenden Großgut. Am klarsten läßt sich die hohe Bedeutung, die der bäuerliche Betrieb dadurch für die Fleisch- und Milchversorgung des deutschen Volks gewonnen hat, aus folgender Tabelle ersehen, die zugleich anzeigt, wie sich die Viehhaltung seit 1882 in den Wirtschaften verschiedener Größe entwickelt hat.

Größenklasse	Es treffen auf die nebenstehende Größenklasse von 100 aller														
	Rinder				Pferde			Schafe			Schweine			Zie-	Ge-
	1907	Kühe 1907	1895	1882	1907	1895	1882	1907	1895	1882	1907	1895	1882	gen	flügel
unter 2 Hektar	6,6	9,9	8,3	10,4	2,1	2,6	1,8	4,7	4,5	3,6	23,2	25,6	24,7	73,8	27,2
2 bis 5 Hektar	15,8	19,6	16,4	16,9	6,9	6,7	6,5	4,0	3,9	3,5	16,5	17,2	17,6	11,5	17,8
5 bis 20 Hektar	39,4	38,6	36,5	35,7	37,9	34,1	34,2	16,2	14,8	12,7	33,6	31,0	31,4	11,8	33,5
20 bis 100 Hektar	26,6	22,1	27,3	27,0	34,4	37,3	38,6	26,1	27,8	26,0	19,4	19,6	20,6	2,7	17,2
über 100 Hektar	11,6	9,8	11,5	10,0	18,7	19,3	18,9	49,0	49,0	54,2	7,3	6,6	5,7	0,2	4,3

Ministerialrat Dr. Zahn, dessen instruktiver Bearbeitung der Berufs- und Betriebszählung von 1907 ich diese Tabelle entnehme, interpretiert sie in folgenden Sätzen, in denen der volkswirtschaftliche Wert der Bauerngüter prägnant zum Ausdruck kommt:

»Die besondere Bedeutung, welche die Bauerngüter für die heimische Viehwirtschaft und damit für die Volksernährung besitzen, ist aus den Verhältniszahlen ohne weiteres zu entnehmen. Sie haben sich die zwischen Ackerbau und Viehzucht bestehende Wechselwirkung voll zunutze gemacht. Die Viehzucht fördert ihre intensive Ackerkultur durch die Düngerzeugung und durch die Arbeit (Spannvieh), läßt andererseits die Produkte des Ackerlands gut verwerten und weiter veredeln und gibt für Erzielung eines Reinertrags, für die Rentabilität der Landwirtschaft häufig den Ausschlag. Namentlich bewährt sich auch hier das mittlere Bauerngut. Gerade die vom Standpunkt der Arbeitsleistung, aber auch vom Standpunkt der Milch- und Fleischleistung für die Volksernährung vorzugsweise in Betracht kommende Nutztiergattung, das Rindvieh, ist in den mittelbäuerlichen Betrieben stark vertreten. Fast $\frac{7}{10}$ aller Rinder und aller Milchkühe (39,4 respektive 38,6 %) der landwirtschaftlichen Betriebe finden sich auf den mittleren Bauerngütern. Sie liefern eine verhältnismäßig hohe Menge des Milchertrags in Deutschland. Sie tragen also ganz wesentlich zur Versorgung der nicht landwirtschaftlichen Bevölkerung mit Milch, der Königin der Nahrungsmittel, und Milchprodukten bei und sind außerdem an der Rindviehzucht und -aufzucht erheblich beteiligt. Auch der Anteil am Gesamtpferde-, Schweine- und Geflügelbestand ist hier am größten. Dabei ist seit 1882 eine Mehrung in der Viehhaltung der einzelnen Wirtschaften zu beobachten, indem gerade die Bauernbetriebe, besonders die mittleren, ihren Viehstand nach Zahl und Wert erheblich verstärkten.«¹⁾ Auf Grund ähnlicher Zahlen habe ich in meinem letzten Aufsatz versucht die Arbeits- und Bodenproduktivität der verschiedenen Betriebsgrößen in der Viehhaltung zu berechnen. Gegen meine Aufstellungen über die viehwirtschaft-

¹⁾ Siehe Zahn *Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung in den Annalen des Deutschen Reichs*, 1910, pag. 590.

liche Arbeitsproduktivität wendet K. Kautsky hauptsächlich ein, daß die in den Betrieben tätigen Personen außer mit der Viehpflege auch mit anderen Handierungen, vor allem mit dem Ackerbau beschäftigt seien. Diese Tatsache ist natürlich richtig, aber nicht geeignet meine Berechnung und die daraus gezogenen Schlußfolgerungen zu entwerten. Muß einmal die ausländische Agrarproduktion zur Ernährung unseres Volks mit herangezogen werden, so ist es nationalwirtschaftlich zweckmäßiger Gerste, Mais und konzentrierte Futterstoffe von der Art der Ölkuchen einzuführen und der landwirtschaftlichen Bevölkerung des Inlands Gelegenheit zu geben diese Rohstoffe in Fleisch und sonstige tierische Produkte umzuwandeln als die Erzeugnisse bäuerlicher Veredlungswirtschaft in fertigem Zustand zu importieren. Ist das aber richtig, so besteht ein erhebliches Interesse daran festzustellen, welche Betriebsgrößen diese Umwandlung mit den geringsten Kosten und mit dem besten Erfolg vornehmen können. Daß dazu die bäuerlichen Wirtschaften am besten imstande sind, lehrt die statistische Berechnung ebenso wie die praktische Erfahrung. Sie werden deshalb in Anbetracht der weltwirtschaftlichen Situation Deutschlands zu erhalten und zu vermehren sein, obwohl die Großgüter im Getreidebau arbeitsproduktiver sind.

Gegen meine Berechnung der viehwirtschaftlichen Bodennproduktivität erhebt K. Kautsky den Einwand, sie könne nicht in der Weise geschehen, daß man untersucht, wie groß die Bodenfläche des Betriebs ist, der das Vieh hält, sondern wie groß die Bodenfläche ist, die das Futter für das Vieh und die Nahrung für die mit seiner Pflege beschäftigten Menschen liefert. Diese Bodenfläche sei heute, im Zeitalter der Warenproduktion, von der Bodenfläche des viehhaltenden Betriebs »ganz unabhängig«. Hierin liegt eine starke Übertreibung. Im wesentlichen ernähren in Deutschland die Landwirte, abgesehen vielleicht von einigen Tausend Schweine- und Geflügelmästern, ihr lebendes Inventar noch immer mit selbstproduzierten Futterstoffen, zu denen die zugekauften Kraftfuttermittel nur einen Zuschuß darstellen. Ganz unhaltbar aber wird K. Kautskys Argumentation, wenn er fortfährt:

»Nicht nur die Parzellenbetriebe . . ., sondern auch die anderen Kleinbetriebe erzeugen nicht Nahrung genug für ihre Arbeiter und ihr Vieh und müssen Mehl, Brot, Viehfutter in bedeutenden Quantitäten kaufen. Woher beziehen sie diese Nahrungsmittel? Von den Großbetrieben, die einen Überschuß produzieren, der das Defizit der Kleinbetriebe deckt. Nur dank diesem Überschuß können diese ihre Viehhaltung so sehr ausdehnen.«

Es kommt gewiß nicht selten vor, daß große Güter an kleine und mittlere Bauern Wiesen verpachten oder Brot- und Futtergetreide verkaufen. Es ist aber falsch dem eine so grundlegende Bedeutung zuzusprechen wie K. Kautsky es tut. Er wäre in diesen Fehler nicht verfallen, wenn er sich einmal vergegenwärtigt hätte, welchen Anteil die verschiedenen Betriebsgrößen an der hier in Betracht kommenden Kulturfläche haben.

Es sind beteiligt an der	die Bauerngüter überhaupt	die mittleren Bauerngüter	die Großbetriebe
Brotgetreidefläche	mit 73,8 %	mit 34,0 %	mit 21,9 %
Kartoffelfläche	„ 63,2 „	„ 29,9 „	„ 21,0 „
Haferfläche	„ 67,7 „	„ 25,0 „	„ 20,6 „
Futterpflanzenfläche	„ 70,6 „	„ 32,6 „	„ 26,0 „
Wiesenfläche	„ 79,2 „	„ 38,9 „	„ 15,6 „
Fläche der reichen Weiden	„ 78,2 „	„ 24,1 „	„ 20,3 „

Wie sollten unter diesen Umständen die Großbetriebe, die nur wenig über $\frac{1}{7}$ der Wiesenfläche und nur etwa $\frac{1}{5}$ der Brot- und Futtergetreidefläche bewirtschaften, erhebliche Nährstoffmengen an die bäuerlichen Betriebe abgeben können? Wo sollten sie die Überschüsse herbekommen, um die angeblichen Defizite der Bauerngüter decken zu können?⁸⁾ Auf solche Abwege wäre K. Kautsky nicht geraten, wenn er nicht den Hauptteil meines Artikels, in dem ich die durch innere Kolonisation erzielten Produktionssteigerungen schilderte, als ihm unbequem gänzlich ignoriert hätte. Denn die Gründe, weshalb die Bodenproduktivität in den neuen Bauerndörfern um so viel höher ist, führen ihn von selbst *ad absurdum*.

Da K. Kautsky nicht bestreiten kann, daß im Deutschen Reich der Viehstand in den bäuerlichen Wirtschaften stärker gewachsen ist als in den Großbetrieben, nimmt er seine Zuflucht zu den grünen Bergen der Schweiz. Er druckt eine Tabelle ab, aus der sich ergibt, daß hier von 1876 bis 1906 die Zahl der Besitzer, die nur 1 bis 2 und 3 bis 4 Rinder hatten, um 42,5 und 18,1 % abgenommen, dagegen die Zahl der Besitzer von 5 bis 6 Stück Rindvieh um 14,0 %, von 7 bis 10 um 57,3, von 11 bis 20 um 104,4 % und von 21 und mehr um 165,0 % zugenommen hat. Damit will K. Kautsky den Eindruck erwecken, die größeren Viehwirtschaften hätten in der Schweiz die kleineren ebenso niederkonkurriert wie etwa die Schweizer Textilfabriken die Handweber. Ihn hätte aber schon die Tatsache stutzig machen sollen, daß sich in den 30 Jahren die Zahl der Viehbesitzer nur um 1346 vermindert hat, also viel weniger als die der Handwebstuhlbesitzer. In Wahrheit finden die Zahlen der schweizerischen Statistik darin ihre Erklärung, daß die dortige Landwirtschaft seit Beginn der internationalen Getreidekonkurrenz den Getreidebau außerordentlich eingeschränkt und sich ganz der durch Klima und Bodenbeschaffenheit begünstigten Viehhaltung zugewandt hat, der gegenwärtig mehr als $\frac{4}{5}$ des Kulturlands gewidmet ist. Gleichzeitig wurde in der Schweiz für die Meliorierung der Alpenweiden mehr getan als in irgendeinem andern Land.⁹⁾ Aus diesen beiden Gründen ist die Viehzahl in allen Betrieben stark gestiegen, wobei natürlich zahlreiche Bauernwirtschaften, die 1876 nur 4 und weniger Haupt Rindvieh besaßen, in die nächsthöheren Größenklassen, und ebenso Bauernwirtschaften mit damals 10 bis 20 Stück Vieh in die Größenklasse mit mehr als 20 hineinwuchsen. Die letztere mußte dabei natürlich, da sie 1876 nur relativ wenige Betriebe umfaßte, den größten Wachstumsprozentsatz erreichen. Außerdem sind in den 3 Jahrzehnten 1346 viehhaltende Betriebe der Stadterweiterung und dem Bau von Villenorten, Hotels und Fabriken zum Opfer gefallen. Mit einem Niederkonkurrieren der bäuerlichen Wirtschaften durch Großbetriebe, deren es übrigens in der Schweiz nur ganz wenige gibt, haben diese Vorgänge auch nicht das allermindeste zu tun. Das ergibt sich auch aus folgender Tabelle, die recht klar anzeigt, wie es den Viehbesitzern gelang ihren Viehstand allmählich zu vergrößern:¹⁰⁾

⁸⁾ Ähnlich schreibt von der Borght (*Beruf, gesellschaftliche Gliederung und Betrieb im Deutschen Reich* / Leipzig 1910/, pag. 65 ff.): »Der bäuerliche Betrieb umfaßt über $\frac{1}{10}$ des deutschen Ackerlands und $\frac{1}{2}$ der deutschen Wiesen. Er ist mithin der eigentliche Träger des Getreide- und sonstigen Feldfruchtbaus und der Viehzucht, soweit sie sich auf Wiesen stützt . . . Die Zukunft der deutschen Landwirtschaft hängt sicherlich nicht von den Großgrundherrschaften, die an Zahl und Umfang im ganzen verloren haben, sondern von dem gesunden Fortschreiten des Bauernbetriebs als ihres eigentlichen Kernes ab.«

⁹⁾ Siehe Anderegg *Schweizerische Alpwirtschaft* / Bern 1899/.

¹⁰⁾ Siehe Rehsteiner *Die staatlichen Maßnahmen zur Förderung der Rindviehzucht in der Schweiz* / Zürich 1910/, pag. 3.

Zähljahr	Rindvieh	Viehbesitzer	Durchschnitt pro Besitzer
1876	1 035 856	215 866	4,8
1886	1 212 538	219 193	5,5
1896	1 306 696	215 208	6,1
1901	1 340 375	213 715	6,3
1906	1 498 144	214 520	7,0

Ich darf nun wohl fragen, wem von uns beiden, um mich der Worte K. Kautskys zu bedienen, »die Statistik Material zu Taschenspielerkunststücken liefert, durch die man Unkundige verblüfft.«¹¹⁾

Aber kehren wir aus dem Bergland, wo nicht zum Nachteil für die Gesundheit und Ergiebigkeit der eidgenössischen Volkswirtschaft das Bauerntum seit alters den Boden bebaut, in die norddeutsche Tiefebene zurück, wo es in weiten Gebieten erst heute wieder festen Fuß faßt. Wie sehr dadurch Produktion und Wohlstand gesteigert wurden, haben die von mir aus Westpreußen, Posen, Brandenburg und Pommern beigebrachten Beispiele gezeigt. Daß aber auch in anderen Provinzen, in denen Binnensiedelung betrieben wird, ähnliche Erfahrungen gemacht werden, zeigen folgende Zahlen:¹²⁾

Viehart	Pötschendorf (Kreis Rastenburg)				Popowken (Kreis Gerdauen)		
	vor Aufteilung 1906	nach Aufteilung			vor Aufteilung 1907	nach Aufteilung	
		1908	1909	1910		1908	1909
Pferde	39	91	103	116	56	98	90
Rindvieh	59	124	245	272	51	99	232
Schweine	85	202	312	531	64	115	355

Unter diesen Umständen verrät die zu drei Vierteln aus größeren Gutsbesitzern zusammengesetzte *Pommersche Ansiedlungsgesellschaft* eine bessere Kenntnis und mehr Achtung vor den Tatsachen als K. Kautsky, wenn sie unumwunden zugesteht:

»Die außerordentliche Mehrproduktion an Vieh, namentlich an Rindvieh und Schweinen, ist das erste, was nach Durchführung jeder Besiedlung gegenüber den früheren Verhältnissen sofort in die Augen springt. Nur durch Vermehrung des Kleinbetriebs ist es daher zu erreichen, daß die heimische Landwirtschaft immer mehr in die Lage kommt die Ernährung der Gesamtheit der Bevölkerung mit Fleisch ohne Hilfe des Auslands zu übernehmen.«¹³⁾

Auch die deutsche Arbeiterschaft sollte, durch die letzte Fleischteuerung in Deutschland und das noch rapidere Steigen der Fleischpreise in den Vereinig-

¹¹⁾ Wenn mich Below in seinem Artikel *Der Groß- und Kleinbetrieb in der schweizerischen Viehhaltung und Viehzucht in der Neuen Zeit*, 1908-1909, 2. Band, pag. 355, fragt, weshalb denn nicht die größeren Viehbesitzer in der Schweiz ihre Betriebe verkleinern, so ist darauf zu antworten, daß in Ländern mit vorwiegender Viehzucht die Großbauern Arbeiten im Stall zu verrichten pflegen, die in Ackerbau treibenden Gegenden als nicht mehr standesgemäß gelten. Professor Hansen (*Milchwirtschaft oder Mästung?* im 5. Heft der Veröffentlichungen der Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen) Münster 1908, pag. 66) schreibt hierüber: »Beispielsweise wird in Ostfriesland jeder Landwirt, auch wenn er sonst nicht arbeitet, mitmelken oder doch mindestens das Melken beaufsichtigen. . . . Ebenso zieht nicht selten selbst der recht wohlhabende Simmentalerzüchter für Wochen und Monate mit seinem Vieh hinauf auf die Alp.« Wesentliche Vorteile des Familienbetriebs kommen daher in der Schweiz selbst recht großen Bauernwirtschaften zugute, so daß diese keinen Anlaß haben auf Verkleinerung zu sinnen.

¹²⁾ Siehe den Bericht der *Ostpreußischen Landgesellschaft zu Königsberg in Preußen über die Zeit vom 1. Oktober 1909 bis 30. September 1910* / Königsberg 1911, pag. 10.

¹³⁾ Siehe die Denkschrift *Die Pommersche Ansiedlungsgesellschaft vom Januar 1903 bis Dezember 1908* / Stettin 1909, pag. 21.

ten Staaten genugsam gewarnt, von diesen Erfahrungen Notiz nehmen und, ohne sich um die Lamentationen der Agrar**marxisten** viel zu kümmern, dafür eintreten, daß die Umwandlung von Rittergütern in Landarbeiterstellen und kleine und mittlere Bauernwirtschaften einen guten Fortgang nimmt.

III

VOR einiger Zeit hatte Genosse Adolf Hofer-Groß Skaisgirren gegen mich eine Reihe Artikel veröffentlicht, in denen er unter dem Gesichtswinkel des Großlandwirts den K. Kautskyschen Standpunkt in der Agrarfrage mit unleugbarem Geschick verteidigte und dabei das Hauptgewicht auf die angeblich so sehr viel bessere maschinelle Ausrüstung der Großbetriebe legte.¹⁴⁾ Weil ich darauf nicht sogleich ausführlich geantwortet habe, meint K. Kautsky jetzt, jene Artikel hätten mir »eine zu harte Nuß zu knacken gegeben«. Allein ich habe absichtlich die Antwort bis zu dem Zeitpunkt aufgespart, wo die Statistik über die Maschinenbenutzung in der Landwirtschaft vorliegen würde. Das ist jetzt der Fall, und ich möchte deshalb in diesem Zusammenhang K. Kautskys Anregung folgend das Versäumte einigermaßen nachholen. Zunächst sei eine Tabelle wiedergegeben, aus der zu ersehen ist, in welchem Maß die wichtigsten landwirtschaftlichen Maschinen nach dem Ergebnis der Zählungen von 1882, 1895 und 1907 in die Betriebe der verschiedenen Größenklassen eingedrungen sind.

Größenklasse in Hektar	Jahr	Zahl der Betriebe, die Maschinen nachbezeichneter Art verwenden:				
		Dampf-dresch-maschinen	andere Dresch-maschinen	Säema-schinen	Mähma-schinen	Milch-schleu-dern
2 bis 5	1907	127 739	163 287	20 763	6 812	56 955
	1895	52 830	66 653	13 639	600	13 838
	1882	10 279	23 221	4 760	78	—
5 bis 20	1907	203 438	539 285	121 044	137 624	180 641
	1895	109 348	318 521	52 003	6 746	40 297
	1882	34 863	138 454	15 980	1 493	—
20 bis 100	1907	69 005	190 618	104 276	136 104	80 137
	1895	46 778	180 575	61 943	19 535	23 548
	1882	17 960	115 172	22 975	10 681	—
über 100	1907	17 467	9 061	24 921	19 422	6 696
	1895	15 342	15 169	26 931	7 958	4 336
	1882	8 377	15 011	15 320	7 334	—
auf je 100 landwirtschaftliche Betriebe						
2 bis 5	1907	12,7	16,2	2,1	0,7	5,7
	1895	5,2	6,6	1,3	9,1	1,4
	1882	1,0	2,4	0,5	0,01	—
5 bis 20	1907	19,1	50,6	11,4	12,9	17,0
	1895	10,9	31,9	5,2	0,7	4,0
	1882	3,8	14,9	1,7	0,2	—
20 bis 100	1907	26,3	72,7	39,8	51,9	30,6
	1895	16,6	64,1	22,0	6,9	8,4
	1882	6,4	40,9	8,2	3,8	—
über 100	1907	74,1	38,4	105,7	82,4	28,4
	1895	61,2	60,5	107,5	31,8	17,3
	1882	33,5	60,1	61,3	29,3	—

¹⁴⁾ Siehe Hofer *Der Bauer als Erzieher in der Neuen Zeit*, 1908-1909, 2. Band, pag. 714 ff.

Es ist schon öfter, namentlich auch vom Genossen David, dargelegt worden, daß die Maschine im landwirtschaftlichen Produktionsprozeß vor allem infolge seines organischen und an die Jahreszeiten gebundenen Charakters eine viel geringere Rolle spielt als im gewerblichen und deshalb nicht imstande ist dem Großgut ein ausschlaggebendes Übergewicht über den bäuerlichen Betrieb zu verschaffen. Immerhin würde der letztere auf die Dauer doch ins Hintertreffen geraten, wenn er von der Benutzung landwirtschaftlicher Maschinen ganz ausgeschlossen wäre. Wie wenig das aber in Wirklichkeit der Fall ist, zeigt die oben wiedergegebene Statistik über die Maschinenverwendung in der Landwirtschaft. Das Überraschende daran ist, daß bei allen Maschinen, mit Ausnahme des Dampfpflugs, die Benutzung in den mittleren und kleinen Wirtschaften stärker zugenommen hat als in den Großbetrieben. Die Zunahme der Betriebe, die mit Dampf dreschen, beträgt beispielsweise seit 1894 in der Größenklasse unter 2 Hektar 103 %, zwischen 2 und 5 Hektar 142 %, zwischen 5 und 20 Hektar 107 %. Noch gewaltiger ist der Fortschritt in der Benutzung der Mähmaschinen. Die Zahl der mechanisch mähenden Betriebe hat sich in der Klasse unter 2 Hektar verfünffacht, in der folgenden verachtzefacht, in der Klasse von 5 bis 20 Hektar sogar verzwanzigzefacht. Dagegen weisen die Betriebe über 100 Hektar nur ein Anwachsen der Mähmaschinenbenutzung um das 2½fache auf. Auch neuere Maschinen haben bald nach ihrer Einführung in die Praxis eine sehr starke Verbreitung in den bäuerlichen Wirtschaften gefunden. So wenden in der Größenklasse über 100 Hektar nur 3747 Betriebe Schrotmaschinen an, gegenüber 12 943 Betrieben in der Größenklasse von 5 bis 20 Hektar. Als vor einigen Jahren die Kartoffelaushebemaschine in brauchbarer Form auf dem Markt erschienen war, trumpfte Genosse Hofer in einer Polemik gegen mich mit einem kühnen Bild auf:

»Die Kartoffelaushebemaschine hebt nicht nur Kartoffeln aus der Erde sondern auch das einzige fadenscheinige Argument, das die Verfechter einer landwirtschaftlichen Kleinbetriebsform noch allenfalls für sich hatten, aus dem Sattel.«¹⁵⁾

Nach so voreiligem Triumph dürfte es ihm ziemlich peinlich sein aus den nüchternen Zahlen der Statistik zu ersehen, daß nur 1239 Großbetriebe über 100 Hektar, dagegen 4196 Bauerngüter von 5 bis 20 Hektar Kartoffelerntemaschinen verwenden; und das geschieht, obwohl Hofer den selbstarbeitenden Bauer ausdrücklich dazu verdammt »im Schweiß seines Angesichts ewig seine Kartoffeln mit der Handhacke aus der Erde zu buddeln«. Man sieht, den mittleren und kleineren Betrieben kann die Maschinenbenutzung doch nicht so unvorteilhaft sein wie uns K. Kautsky und Hofer glauben machen möchten; denn sonst müßte die Statistik ganz andere Zahlen zeigen.

Gegenüber solchen Meinungen, die aus der Entwicklung der Industrie und des Handwerks geschöpfte Lehren auf den von Grund aus andersartigen agrikolen Produktionsprozeß übertragen, möchte ich mir das wohlabgewogene Urteil des Professors Gustav Fischer zu eigen machen, der zu diesem Thema vor kurzem folgendes schrieb:

»Von Haus aus sind die Schwierigkeiten der Maschinenanwendung in den kleineren Wirtschaften erheblicher als in großen. Die Kleinheit der Felder erschwert die Arbeit und verringert die Leistung, und die Maschinen werden noch weniger ausgenutzt als im Großbetrieb. Scheinbar hat also die Maschine in der Landwirtschaft einen ähnlichen Einfluß wie in der Industrie, und dieser Eindruck wurde dadurch verstärkt, daß die Großbetriebe früher als die kleinen zur Maschinenanwendung über-

¹⁵⁾ Siehe Hofer *Die landwirtschaftlichen Arbeiter und die Aufgaben der Landarbeitergewerkschaft in der Neuen Zeit*, 1908-1909, 1. Band, pag. 950.

gingen. In Wirklichkeit ist die Verschiebung in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu Ungunsten der kleineren Betriebe nicht eingetreten, und die Prophezeiungen ihres Niedergangs haben sich als falsch erwiesen. . . Einerseits hat die Technik es verstanden die Größe und Einrichtung der Maschinen den Bedürfnissen der kleineren Wirtschaften so anzupassen, daß die Betriebskosten in niedrigen Grenzen bleiben, andererseits konnten die Anschaffungskosten durch die gemeinsame Benutzung einer Maschine auf mehrere Wirtschaften verteilt werden. Dabei sind die Maschinen teilweise im Besitz von Genossenschaften, andere werden vom Besitzer gegen Entschädigung verliehen, oder der Besitzer übernimmt, wie es namentlich bei Dampfpflügen und Dreschmaschinen, aber auch bei Mähmaschinen üblich ist, selbst die Ausführung der Arbeit mit seiner Maschine. Eine Verschiebung der sozialen Verhältnisse durch den Einfluß der Maschinen ist deshalb bisher nicht eingetreten und auch für die Zukunft nicht zu erwarten. Die Versorgung des Landes mit elektrischem Strom wird beispielsweise den kleinen Betrieben beinahe ebenso billige Kraft liefern wie den großen, und auf dem Gebiet der mechanischen Bodenbearbeitung sind jetzt gerade so lebhaft Bestrebungen zugunsten der kleineren und billigeren Maschinen im Gang, daß eine brauchbare Lösung wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.«¹⁶⁾

Fischers Bemerkung über die Anwendung der Elektrizität im bäuerlichen Betrieb weckt die Erinnerung an eine der bemerkenswertesten Falschprophezeiungen K. Kautskys. Als die ersten Überlandzentralen geplant wurden und der elektrische Pflug von sich reden zu machen begann, sah K. Kautsky eine grundstürzende Umwälzung der Landwirtschaft herannahen:

»Wenn die Elektrizitätsgesellschaft den Landwirten ihre Äcker mit eigenen Pflügen pflügt, wird sie ihnen wohl auch ihr Getreide mit eigenen Dreschmaschinen dreschen, es vielleicht auch mit eigenen Mähmaschinen mähen, auf eigenen Feldbahnen einführen und verfrachten. So wird die eigentliche Ackerbauarbeit immer mehr von der großen kapitalistischen Elektrizitätsgesellschaft besorgt, und der Landwirt immer mehr bloßer Grundbesitzer werden; die Grenzen seines Besitzes aber werden kaum noch einen andern Zweck haben als den hier und da einer rationellen Feldbestellung im Weg zu stehen. Es fehlt dann nur, daß die Elektrizitätsgesellschaft auch noch die Herstellung des Futters für das Vieh und dessen Melkung mit eigenen Maschinen übernimmt, und die Übertragung der wesentlichsten Funktionen des Landwirts an den industriellen Großbetrieb ist vollzogen. . . Und gleichzeitig wird die Elektrotechnik, indem sie die ökonomische und technische Abhängigkeit der Landwirte von großen kapitalistischen Zentralgewalten vermehrt, den Großbetrieb begünstigt und die Verbindung zwischen Landwirtschaft und Großindustrie und öffentlichem Verkehrswesen fördert, zur Entwicklung der materiellen Grundlagen einer sozialistischen Produktion in der Landwirtschaft in hohem Maß beitragen.«¹⁷⁾

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe. . .? In dem seither verflossenen Jahrzehnt hat man, indem man Wasserkräfte ausbaute, Talsperren schuf, Steinkohlen, Gichtgase der Hochöfen oder Braunkohlenlager ausnutzte, in großer Zahl über ganz Deutschland hin Überlandzentralen errichtet, und selbst mitten im wilden Hochmoor wurden in Ostfriesland auf dem Auricher Wiesmoor und im Schwegermoor bei Osnabrück riesige Elektrizitätswerke erbaut, um die seit Jahrhunderten in den vertorften Pflanzenresten aufgespeicherte Sonnenkraft in lebendige und Leben spendende Energie umzusetzen. Viele Tausende landwirtschaftlicher Betriebe dreschen, buttern, mahlen, schroten, pumpen, schneiden Häcksel und Rüben, beleuchten Ställe und Scheunen mit Elektrizität. Aber wo sind die von K. Kautsky vorausgesagten Wirkungen geblieben? Gerade der Bauer, der in seiner Wirtschaft mitarbeitet, griff noch lieber zum

¹⁶⁾ Siehe Fischer *Die Entwicklungsbedingungen des landwirtschaftlichen Maschinenwesens und seine Bedeutung in der Landwirtschaft* in dem Sammelwerk *Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland* (Berlin 1901), pag. 18 ff.

¹⁷⁾ Siehe Kautsky *Die Elektrizität in der Landwirtschaft* in der *Neuen Zeit*, 1900-1901, I. Band, pag. 570 ff.

Elektromotor als der Großgrundbesitzer, weil er am eigenen Leib die Erleichterung der Arbeit empfand und durch den elektrischen Antrieb gegenüber dem Göpelbetrieb, auf den er bisher angewiesen war, auch noch bei höheren Strompreisen Ersparnisse machte, während der Großbetrieb sehr oft mit Dampfkraft billiger arbeiten kann.¹⁸⁾ In den Konkurrenzverhältnissen zwischen Großgut und Bauerngut wurde bisher durch die fortschreitende Elektrifizierung der Landwirtschaft auch nicht das mindeste geändert, und in der reichhaltigen Literatur, die in den letzten Jahren über diese neue Anwendungsart der Elektrizität erwachsen ist, habe ich Hoffnungen oder Befürchtungen, daß durch sie in Zukunft der Großbetrieb das Übergewicht erlangen könnte, überhaupt nicht mehr auffinden können.¹⁹⁾ Ja, es sind Stimmen laut geworden, daß durch die weiten Entfernungen, die in Ostelbien zwischen den Gutshöfen zu überwinden sind, die dortigen Überlandzentralen mit zu hohen Kapitalkaufwendungen für den Bau teurer Hochspannungsleitungen belastet sind, so daß sie unrentabel werden.²⁰⁾ Danach wäre die Verdichtung des Siedlungsnetzes durch innere Kolonisation sogar eine Vorbedingung für lohnende Versorgung des platten Landes mit Kraft und Licht. Jedenfalls ist sie es für die reichlichere Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen und künstlichen Düngemitteln, deren Absatz sich beispielsweise in Posen und Westpreußen durch die Ansiedlungen in etwa 3 Jahren um 10 bis 25 % gesteigert hat.²¹⁾ Diese volkswirtschaftliche Wirkung der Binnensiedlung wird von den betreffenden Industriezweigen und den in ihnen beschäftigten Arbeitern gewürdigt werden müssen.

IV

ENTSPRECHEND der Lebenskraft und Leistungsfähigkeit, die wir an den Bauerngütern kennen lernten, haben diese bekanntlich nach Ausweis der Statistik an Zahl und Fläche beträchtlich zugenommen. Ihre Zahl ist von 1882 bis 1907 um 144 485, ihre Gesamtfläche um rund 2,96 Millionen Hektar gewachsen. An diesem Vordringen der Bauernschaft sind besonders die klein- und mittelbäuerlichen Wirtschaften beteiligt. Die Betriebe mit 2 bis 5 Hektar haben gegen 1895 um rund 164 000, gegen 1882 um rund 474 000 Hektar an Gesamtfläche zugenommen. Am massigsten ist das Wachstum der mittelbäuerlichen Betriebe mit 5 bis 20 Hektar. Ihre Gesamtfläche hat sich gegen 1895 um 1,23 Millionen, gegen 1882 um rund 2,3 Millionen Hektar vergrößert. Dagegen sind die Großbetriebe über 100 Hektar seit 1895 an Zahl um 1495, an Gesamtfläche um 1,11 Millionen Hektar zurückgegangen.

Man durfte darauf gespannt sein, welche Stellung K. Kautsky zu dieser mit seinen agrarischen Theorien unvereinbaren Entwicklung einnehmen werde. In seiner Polemik gegen mich kann er natürlich diesen für ihn heiklen Punkt nicht ganz umgehen. Aber er weiß sich zu helfen. Ihm ist ein Zeitungsaus-

¹⁸⁾ Siehe Fischer *Die Elektrizität in der Landwirtschaft* in dem in Note 16 erwähnten Sammelwerk, pag. 393 ff.

¹⁹⁾ Selbst der Mitarbeiter des *Neuen Zeit*, M. Nachimson, der in seinem Buch *Die elektrotechnische Umwälzung* (Zürich 1910), pag. 90 ff. zu beweisen versucht, daß die Nutzbarmachung der elektrischen Kraft die Konzentrationstendenz im Gewerbe gestärkt hat, hütet sich das selbe von der Landwirtschaft zu behaupten.

²⁰⁾ So äußerte sich der um die Verbesserung des elektrischen Pflugs verdiente Ingenieur Brutschke nach einem Referat in der *Landwirtschaftlichen Maschinenausstellung*, 1910, pag. 38 ff.

²¹⁾ Siehe *20 Jahre deutscher Kulturarbeit* (Berlin 1907), pag. 105 ff.

schnitt in die Hände gekommen, wonach im Bröhlthal im Rheinland eine Gutsverwaltung Bauernland aufgekauft hat, eine andere ihren Grundbesitz nicht mehr in Parzellen sondern in größeren Betrieben verpachtet. Mit diesem armseligen Papierfetzen tröstet er sich über die unangenehmen Zahlen der Betriebsstatistik hinweg. Er scheint anzunehmen, und jedenfalls will er den Anschein erwecken, der Aufkauf von Bauernland durch Großgüter sei in Westdeutschland ein alltäglicher Vorgang.²²⁾ In Wirklichkeit dringt jedoch auch hier der bäuerliche Betrieb mit familienhafter Arbeitsverfassung vor, und der Unterschied zwischen den beiden Reichshälften besteht nur darin, daß er sich in Ostelbien auf Kosten des Ritterguts, in Westelbien dagegen mehr auf Kosten der Großbauernwirtschaft ausbreitet. Der Grund dieser Erscheinung ist, daß die großbäuerlichen Wirtschaften sehr unter dem Dienstbotenmangel zu leiden haben²³⁾ und zu dem Notbehelf der slawischen Saisonarbeiter nicht greifen können, da sich diese in der Regel nur in größeren Trupps vermieten. Großbauerngüter sind daher, wie auch die bayrische²⁴⁾ und braunschweigische²⁵⁾ Güterzertrümmerungsstatistik lehrt, beliebte Aufteilungsobjekte für private Parzellierer.

Im Osten dagegen wird die Umwandlung von Großgrundbesitz in Bauerndörfer, abgesehen von Schlesien und dem Bezirk der Ansiedlungskommission, seit einigen Jahren von großen gemeinnützigen Landgesellschaften und von der ihnen gleichwertigen Aktiengesellschaft *Landbank* betrieben. Der Staat tritt hier also, anders als in Posen und Westpreußen, nicht selbst als Kolonisor auf sondern übt durch seine landwirtschaftlichen Auseinandersetzungsbehörden, die Generalkommissionen, nur eine vermittelnde und überwachende und durch seine Rentenbanken eine kreditgewährende Tätigkeit aus. Die finanziellen Aufwendungen des preußischen Staates sind daher bei diesem System minimal und beschränken sich im wesentlichen darauf, daß er den als Kolonisationsunternehmern fungierenden Gesellschaften für jede von ihnen geschaffene Bauernstelle über 15 Hektar 400 Mark, bis 15 Hektar 600 Mark und für jede Arbeiterstelle 800 Mark als sogenannten *Besiedlungsszuschuß* gewährt, wofür die Gesellschaften für Regelung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse (Ausstattung der neuen Gemeinde mit Kirche, Schule und Allmende) zu sorgen haben. Aber selbst diese geringe Beteiligung des Staates an der innern Kolo-

²²⁾ Nach Sering (*Grundbesitzverteilung und Abwanderung vom Lande* im Protokoll der Verhandlungen des preußischen Landesökonomikollégiums / Berlin 1910 / pag. 627) dauert der Auskauf von Bauernstellen durch den Großgrundbesitz heute nur noch in wenigen, hauptsächlich schlesischen, Kreisen fort.

²³⁾ Für viele Gegenden Mitteldeutschlands ist in dieser Hinsicht typisch, was Vibrans in der in Note 5 erwähnten Schrift aus seiner engern Heimat berichtet: »Es ist nach meiner Überzeugung eine in volkswirtschaftlicher Beziehung wichtige Entwicklung, daß die eigentlichen Bauernwirtschaften, wie sie früher bestanden, verschwunden und an deren Stelle die kleinen Wirtschaften getreten sind, das heißt solche Wirtschaften, die der Besitzer mit seiner Familie selbst bearbeiten kann. Die früheren Bauernwirtschaften, in denen mit Knechten und Mägden gearbeitet wurde, sind in meiner Gegend wenigstens kaum noch haltbar, weil die Löhne für Knechte und Mägde jetzt so hohe sind, daß sie nicht erschwungen werden können, selbst im Großbetrieb nicht. Erhält doch heute ein Knecht 150 Taler, eine Magd 100 Taler Lohn bei freier Station. In meiner Gemeinde sind sämtliche Wirtschaften, die darauf angewiesen sind Knechte und Mägde zu halten, bis auf 3 verschwunden, welche noch 75 bis 100 Morgen mit eigenen Söhnen und Töchtern bewirtschaften. Dagegen ist allmählich eine Anzahl Wirtschaften entstanden, deren Größe zwischen 5 und 50 Morgen schwankt. Es sind etwa 60 Wirtschaften, die 5 bis 20 Morgen bewirtschaften und meistens im Nebenbetrieb von Handwerkern und landwirtschaftlichen Arbeitern, dann etwa ebensoviel mit 20 bis 25 Morgen, nur 3 mit 40 bis 50 Morgen und ein paar, die mehr haben.«

²⁴⁾ Siehe Graf Lerchenfeld-Köferring *Die Güterzertrümmerung in der bayrischen Landwirtschaft* / München 1907 / pag. 29 ff.

²⁵⁾ Siehe Brennecke *Die Landwirtschaft im Herzogtum Braunschweig* / Stuttgart 1909 / pag. 58 ff.

nisation ist K. Kautsky zu viel. Er schwärmt auf diesem Gebiet, im Gegensatz zu der Grundauffassung des Sozialismus, für manchesterliches Gewährlassen²⁰⁾ kaum weniger als noch vor einem halben Menschenalter, von ihrem grundsätzlichen Standpunkt aus mit mehr Recht, die linksliberalen Parteien, die sich aber inzwischen, durch die Erfahrung belehrt, zu dem Prinzip der staatlichen Leitung der Binnensiedelung bekehrt haben.

K. Kautskys Behauptung, aus einem Großbetrieb könne der Besitzer nach Belieben kleine Betriebe machen, und staatliches Eingreifen sei daher überflüssig, ist unrichtig. Der Besitzer könnte höchstens durch Verpachtung von Guts- teilen seinen Betrieb verkleinern. Will er aber einzelne Felder, um etwa zu einem kapital- und arbeitsintensivern Betrieb überzugehen, verkaufen, so hindert ihn daran unser Hypothekenrecht, das alle zum Gut gehörigen Grundstücke wie mit eiserner Klammer zusammenhält. Nur wenn die zum Verkauf gestellte Fläche sehr klein ist, kann ihm durch ein gerichtliches Unschädlichkeitszeugnis geholfen werden. Andernfalls kann er erst nach Auszahlung der Hypotheken an die Gläubiger sein Gut ganz oder bis auf ein Restgut aufteilen. Hierzu aber fehlt es dem Besitzer meist an Kapital und Geschäftsgewandtheit. Andererseits sind die Bauernsöhne, Handwerker und Arbeiter, die Land erwerben möchten, um darauf ihre Arbeitskraft zu verwerten, in der Regel nicht vermögend genug, um den Kaufpreis auch nur zu einem größeren Teil in bar aufzubringen. Beiden Parteien ist aber geholfen, wenn eine nicht bloß egoistische Erwerbszwecke verfolgende Gesellschaft mit ihrem geschulten Personal Aufteilung, Heranziehung der Ansiedlungslustigen, Verkauf, Regelung der öffentlichrechtlichen Verhältnisse, eventuell auch Aufbau der Gehöfte übernimmt, und wenn die staatliche Rentenbank den von der Generalkommission genehmigten Gutskaufpreis an den bisherigen Guts- eigentümer auszahlt, während sie sich von den Kolonisten den Kaufpreis für die Ansiedlungsgrundstücke in jährlichen Renten erstatten läßt.

Gegen dieses hier nur in den größten Umrissen skizzierte Verfahren, wie es sich auf Grund der preußischen Rentenguts- gesetzte allmählich herausgebildet hat, dürfte auch K. Kautsky stichhaltige Einwendungen nicht vorbringen können; er wird es nur aus dem Grund ablehnen können, weil die ganze innere Kolonisation in sein agrartheoretisches und agrarpolitisches System nicht hineinpaßt, und er nicht mehr umlernen mag. Die deutschen Arbeiter dagegen und ihre in den wirtschaftlichen Verbänden und in der praktischen Politik geschulten Repräsentanten werden zwar am einzelnen der heutigen preußischen Ansiedlungspraxis mancherlei mit Recht auszusetzen haben. Aber die Umformung von Großgrundbesitz in kleine und mittlere Bauerngüter und in entwickelungsfähige Landarbeiterstellen liegt so sehr im klaren Interesse nicht bloß der landwirtschaftlichen sondern auch der gewerblichen Arbeiter in ihrer

²⁰⁾ In ähnlicher Unkenntnis der Wirkungen unseres Hypothekenrechts und der Vermögensverhältnisse der Landreflektanten hält mir Below in dem in Note 11 erwähnten Artikel in der *Neuen Zeit* entgegen: »Wenn die Kleinbetriebe in der Viehhaltung und Viehzucht tatsächlich billiger produzieren als die Großbetriebe, so wird sich die Zahl der ersteren sowieso auf Kosten der letzteren vermehren. Wir wissen doch, daß bei der jetzigen freien Konkurrenz diejenigen Unternehmer siegen, die ihre Waren am billigsten anzubieten imstande sind . . . Mit diesem seinem Vorschlag (nämlich dem der planmäßigen staatlich geleiteten Binnensiedlung) hat uns Dr. Arthur Schulz nur verraten, daß er selbst zu seinen eigenen Berechnungen und Behauptungen sehr wenig Zutrauen hat.« Below übersieht, daß ohne das Dazwischentreten der staatlichen Generalkommissionen und Rentenbanken weder die Großgrundbesitzer Land zur Besiedlung verkaufen noch die Landarbeiter und Kleinbauern es kaufen könnten. Will er die handarbeitende Landbevölkerung im Ernst vom Landerwerb und damit vom sozialen Aufstieg auf dem Lande ausschließen?

Eigenschaft als Produzenten, Konsumenten, um politische Geltung ringende Staatsbürger und als Glieder der durch den Massenimport slawischer Wanderarbeiter in ihrem Besitzstand bedrohten deutschen Nation, daß sie sich — daran zweifle ich nicht einen Augenblick — innerhalb weniger Jahre zu positiver Mitarbeit an dem großen Werk der Binnensiedlung entschließen werden. Auch Genosse Hofer, dem vor der Tür gegenwärtig das 521 Hektar große Nachbargut Lesgewangminnen von der *Ostpreussischen Landgesellschaft* in 7 Landarbeiterstellen und 35 bäuerliche Rentengüter aufgeteilt wird, dürfte auf Grund der hier so bequem gewonnenen Erfahrungen, wie ich noch immer hoffe, zu besserer Einsicht in die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bauernguts und der Innenkolonisation kommen und es dem Genossen K. Kautsky künftig allein überlassen sich gegen den notwendigen Gang der Entwicklung verbissen, aber zum Glück ohnmächtig zu sträuben und zu sperren.

XX

GERHARD HILDEBRAND · SOZIALISMUS, SITTLICHES BEWUSSTSEIN UND RELIGION

1. WAS IST SOZIALISMUS?



ES ist unmöglich über das Verhältnis von Sozialismus und Religion zu reden, wenn man nicht zuvor feststellt, was man unter Sozialismus und Religion versteht. Haben wir denn noch einen eindeutigen Begriff des *Sozialismus*? Haben wir ihn je besessen? Soweit einmal in der Arbeiterbewegung einzelner Länder eine bestimmte Auffassung Übergewicht und offizielle Geltung gewonnen hatte, handelte es sich um eine rein ökonomisch-politische Zielsetzung, nämlich um die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln und den Betrieb der Produktion für und durch die Gesellschaft auf der Grundlage der Demokratie. Aber konzentriert sich auf diese ökonomisch-politische Zielsetzung immer stärker der Vorstellungsgehalt des *Sozialismus*? Darf sich immer mehr nur der noch *Sozialist* nennen, der gerade diese Forderung in den Mittelpunkt seines Denkens und Strebens setzt? Ist nicht eine rückläufige Bewegung entstanden und sichtbar erstarkt, die die starre Konsequenz der Vergesellschaftungsidee wesentlich erweicht und ihre blind mechanisierende Allgewalt in eine unübersehbare Anzahl von schwierigen Einzelproblemen aufgelöst hat?

Und wer hat bisher den leitenden Gesichtspunkt für die Lösung dieser Einzelprobleme so aufgestellt, daß aus der Kraft und Anschaulichkeit seiner Formulierung heraus ein neuer geistiger Kristallisationspunkt für alle entstanden ist, denen die Vergesellschaftungsforderung nicht mehr den verbindenden Kitt liefert? Ist es, wenn nicht die kommunistische, so doch die antikapitalistische Grundstimmung, die die Sozialisten von heute verbindet? Aber, abgesehen von der natürlichen Unzulänglichkeit einer rein negativen Parole: Wären wir antikapitalistisch um jeden Preis, dann wäre der Verzicht auf die bedingungslose Vergesellschaftungsforderung nur den Kleinbetrieben gegenüber eine veränderte Orientierung. Auf die Großbetriebe würde sie nach wie vor im vollen Umfang zutreffen, denn sie bildet hier nur das positive Korrelat der negativen Antikapitalismusparole. Oder ist das einigende Band durch den Gesichtspunkt der Arbeiterinteressen gegeben? Die spezifischen Arbeiterinteressen nehmen im Sozialismus zweifellos mit Recht einen sehr breiten Raum

ein, denn der Sozialismus ist als Arbeiterbewegung großgeworden und hat seine Kerntruppen in der Arbeiterklasse. Aber erschöpft sich sein Inhalt in der Formel *Vertretung der Arbeiterinteressen*? Das ist zum mindesten nicht die Meinung derer gewesen, die — zunächst aus den Interessen der Arbeiterklasse heraus — ursprünglich zu der Vergesellschaftungsforderung gekommen sind. Sie erwarteten, daß die Arbeiterklasse schließlich die bei weitem überwiegende Mehrheit der gesamten Menschheit darstellen und aus diesem Grunde *eo ipso* in ihren Forderungen die Interessen der gesamten Menschheit vertreten werde. Diese Erwartung hat sich als verfehlt erwiesen. Sie entstand aus der Einingung des Handwerks durch den industriellen Fabrikbetrieb und wurde genährt durch die internationale Konzentration der Industrie in wenigen Industrieländern, eben den Ursprungsländern dieses Arbeiterklassensozialismus. Aber die internationale Konzentration der Industrie wird auf die Dauer durch ihre nationale Dezentralisation, wenn nicht abgelöst, so doch stark abgeschwächt; die bäuerliche Menschheitshälfte erwehrt sich mit wachsendem Erfolg der feudalen und kapitalistischen Beherrschung ihrer Produktionsmittel und zeigt deshalb auch keine Neigung die extrem sozialistische Regelung der Produktion anzustreben; und selbst dem Handwerk bieten sich bei kunstgewerblicher Durchbildung neue Betätigungsfelder von noch unberechenbarer Ausdehnung, seitdem die unsere Sinne verblödende Wirkung der industriellen Schablonenfabrikation fast täglich weiteren Bevölkerungsschichten schmerzlich zum Bewußtsein gelangt. Mag auf dem Gebiet des Kunsthandwerks immerhin die Form des mittlern Manufakturbetriebs mit mechanischen Hilfsmaschinen die Oberhand gewinnen, so entzieht es sich doch seinem ganzen Wesen noch ebenso der großkapitalistischen wie der sozialistischen Vergesellschaftung. Unter dem Gesichtspunkt der spezifischen Arbeiterinteressenvertretung würde also der Sozialismus keine Aussicht haben die großen Mehrheits- und damit Menschheitsinteressen zu wahren. In dem Maß, in dem das seinen Anhängern deutlich wird, werden sie vor die Frage gestellt, ob sie die großen menschheitsumspannenden Gesichtspunkte der Meister aufgeben und reine, bewußt einseitige Arbeiterklassenpolitik treiben wollen, oder ob sie dem Wort *Sozialismus* einen veränderten Inhalt zu geben vermögen.

Wollen wir ausschließlich an das Arbeiterklasseninteresse anknüpfen, auch nachdem und soweit wir uns darüber klar geworden sind, daß dies Arbeiterklasseninteresse nicht mehr die Interessen der gesamten Menschheit umfaßt und selbst als Arbeiterklasseninteresse nicht mehr in die Formel *Vergesellschaftung der Produktionsmittel und Produktion durch und für die Gesellschaft* zusammengefaßt werden kann, oder wollen wir an die große Vorstellung der Meister anknüpfen, daß die Arbeiterbewegung die Interessen der gesamten Menschheit zu fördern habe? Das ist die Entscheidungsfrage, vor die die Arbeiterbewegung sich früher oder später — je nach der geistigen Beweglichkeit sowohl der Massen wie der Führer — gestellt sehen wird. Das ist auch die Entscheidungsfrage, von deren Beantwortung der zukünftige Inhalt des Wortes *Sozialismus* abhängt. Der Ausdruck *Sozialismus* wird entweder den Standpunkt der rein egoistischen Arbeiterinteressenvertretung bezeichnen — und dann sinkt er inhaltlich tief unter das hinab, was sich die Marx und Engels, Lassalle und Liebknecht darunter vorgestellt haben —, oder er bleibt der Ausdruck für ein menschheitsumspannendes Ideal, und dann muß er *in concreto* mit einer andern Zentralvorstellung als der der Vergesellschaftung aller Produktionsmittel

und Produktion verbunden werden, und diese Vorstellung muß — voraussichtlich — auch anders begründet werden als ökonomisch-historisch, nämlich sittlich. In der notwendigen Wandlung, die der Begriff des *Sozialismus* durchmachen muß und bei vielen von uns bereits ganz oder teilweise durchgemacht hat, liegt also eine natürliche Schwierigkeit für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Sozialismus und Religion.

Ist der Sozialismus eine rein ökonomisch-historisch begründete Entwicklungstheorie mit abschließendem ökonomischen Endziel und praktisch allein auf dem kraft seiner geschichtlichen Rolle die Menschheitsinteressen einschließenden Arbeiterklasseninteresse aufgebaut, dann liegt wirklich kein besonderer Anlaß zur Entwicklung und Anspannung sittlich-religiöser Kräfte vor, soweit es sich um die Verwirklichung des sozialistischen Endziels handelt. Denn dann ist der Arbeiter in der Regel — die durch Ausnahmen nicht aufgehoben wird — gerade und nur kraft seines unmittelbaren Interesses Sozialist. Ob er dieses Interesse mit weitergehenden, nicht mehr rein ökonomisch oder überhaupt eigennützig begründeten Idealen verbindet, und ob er besonders als Arbeiter im Betrieb oder als Nachbar und Mitmensch oder als Ehemann und Vater noch sittliche Verpflichtungen anerkennt und religiöse Bedürfnisse hat, ist ganz seine eigene Angelegenheit als Privatmensch. Das geht den Sozialismus nichts an, der ihn lediglich als Interessenten ökonomischer Umwälzungen in Anspruch nimmt. Darum lehnt es der *wissenschaftliche* Sozialismus konsequent ab an etwas anderes als an das Klasseninteresse appellieren zu wollen. Ist das Interesse nicht da, so kommt auch der Sozialismus nicht, aber weil das Interesse da ist, muß er kommen. Religion und Moral werden in erster Linie als ideologische Knechtschaftsverhüllungen gewertet, allenfalls wird noch der Nachweis versucht, daß unsittliches — gesellschaftsfeindliches — Verhalten eine notwendige Folge der Existenzbedingungen innerhalb der bürgerlichen und jeder ihr vorangehenden Gesellschaft sei, aber das bedeutet bis ans Ende durchgeführt geradezu die Ablehnung der sittlichen Verpflichtung. Nach welchen Regeln oder Grundsätzen das Verhalten des einzelnen zum *Nächsten*, zum Staat, zur Gesellschaft im ganzen einzurichten sei, wenn die ökonomisch-historischen Bewegungsgesetze nicht zur Aufhebung der Klassengegensätze und zur Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln führen, darüber zerbrechen sich diese Sozialisten ebensowenig den Kopf wie über die Beziehungen der Menschen zu einander außerhalb des unmittelbaren Bereichs der Klassengegensätze. Das eine steht gänzlich außerhalb, das andere am Rand ihres Interessenkreises. Und das ist von ihrem Standpunkt zu begreifen, denn der Fall der Nichtbeendigung der Klassengegensätze ist für sie ausgeschlossen, und das andere ist Kleinkram, der gegenüber der großen historischen Mission des Proletariats und ihrer baldigen Vollendung keine Aufmerksamkeit verdient. Diese Schilderung mag etwas derb herausgearbeitet sein, scheint mir aber doch den Vorzug zu besitzen die praktische Wirkung des rein historisch-ökonomisch begründeten Sozialismus auf die allein von ihm geschulte Massenschicht der bewußten Klassenkampfsozialisten deutlich zu kennzeichnen: Die Wirkung, daß er das Gefühl der sittlichen Verpflichtung auch im Arbeitsprozeß, auch im Kampf mit dem Gegner, auch im Familienleben abstumpft, soweit nicht — wie zum Glück im Bereich der Familie — andere Quellen sittlicher Orientierung sprudeln, die mit der Kraft des sittlichen Naturtriebs und der Volksschulmoral ausgeschöpft werden. Doch darf auch nicht übersehen werden, daß der So-

zialismus schon allein durch die Tatsache, daß er den einzelnen mit geistigem Inhalt füllt, die Lebensführung Unzähliger sittlich gehoben hat. Aber das gilt nur der Vorbeugung bürgerlicher *Mißverständnisse* und berührt nicht das prinzipielle Verhältnis des Klassenkampfsozialismus zum sittlich-religiösen Problem.

Die durch die Marxsche Geschichtsauffassung und das Marxsche Entwicklungsschema theoretisch vorbereitete und in der marxistisch-sozialistischen Durchschnittsauffassung praktisch vielfach wirksam gewordene Ablehnung einer selbständig zu begründenden, allumfassenden sittlichen Verpflichtung kann die Arbeiterbewegung dahin führen, daß nach dem Verdunsten der Vergesellschaftungserwartung nichts als die bewußte, nackte und krasse Interessenpolitik übrigbleibt. Wer Ohren hat zu hören, der kann schon heute oft genug ungefähr folgende Argumentation bewundern: An das Endziel glaube ich nicht, und das ist mir überhaupt von jeher ziemlich egal gewesen. Mein Standpunkt ist einfach der: Die Agrarier vertreten ihre Interessen, die Kapitalisten treiben kapitalistische und die Kleinbürger Mittelstandspolitik: also warum sollen die Arbeiter nicht Arbeiterpolitik treiben? Wer die stärksten Lungen und Muskeln hat, der bekommt am meisten, das ist eine ganz einfache Logik.

Es ist keine Ansicht so falsch, daß nicht ein Körnchen Wahrheit in ihr wäre, und es fällt mir natürlich nicht ein den in dieser Argumentation steckenden Wahrheitskern leugnen zu wollen. Das ist eben das Bleibende, was wir aus Darwinismus und Marxismus gelernt haben, daß ein großes Stück der Weltentwicklung sich wirklich als Kampf ums Dasein und Machtentfaltung im Interessenkonflikt vollzieht. Vorhandene Kräfte suchen sich so weit wie möglich durchzusetzen, aus keinem andern Grund als weil sie da sind, mit Trieb und Willen zur Selbsterhaltung und zur Ausbreitung. Das ist das einzige Naturrecht, das es gibt. Wenn aber dieses Sichdurchsetzenwollen bei der einzelnen Person oder sozialen Klasse sich lediglich auf Macht, Besitz und Genuß für sie selber richtet und sich darin erschöpft, dann heißt das, vom Standpunkt eines weiterreichenden Blicks und Willens aus, sittliche Minderwertigkeit. Es repräsentiert dann, von diesem Standpunkt aus, eine zurückgebliebene Stufe auf dem Weg zur Menschlichkeit und Gesittung. Daß diese zurückgebliebene Stufe in allen Schichten und Klassen zahlreiche Vertreter hat, braucht gar nicht geleugnet zu werden. Daraus entspringt ja gerade zum großen Teil die Schärfe der Interessenkonflikte, die Zuspitzung der Klassengegensätze. Daraus stammt auch der dem historischen Materialismus zugrunde liegende Wahrheitskern, daß die (noch nicht abgeschlossene) Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft eine Geschichte der Klassenkämpfe, will sagen durch Klassenkämpfe wesentlich bestimmt sei. Ist diese Vorgeschichte aber nicht durch die Aufhebung der Klassengegensätze abzuschließen, so durch ihre allmähliche Abschwächung und die Milderung ihrer Formen kraft der Weiterentwicklung einer allverbindenden Gesittung.

Wenn die Arbeiterbewegung nach dem Dahinschwinden der Vergesellschaftungsidee darauf verzichten will ihrerseits bewußt und planmäßig durch Entwicklung eines allverbindenden Gesittungsideals an der sittlichen Erziehung der Menschen zu arbeiten, wenn sie bloße Klasseninteressenpolitik zu treiben gedenkt, wenn der *Sozialismus* der Zukunft somit in bloßes Macht-, Besitz- und Genußstreben zurücksinkt, dann wird ein kraß negatives Verhältnis zwischen

ihm und den sittlich-religiösen Problemen entstehen, und die Hoffnung derer, die im Sozialismus einmal die Sprungkraft gesehen haben, die aus der Vorgesichte der menschlichen Gesellschaft auf die Stufe einer allverbindenden Menschheitsgesittung hinaufführt, bleibt betrogen.

Wer aber das sozialistische Ideal der Meister aus dem Zusammenbruch des historisch-ökonomischen Entwicklungsschemas retten und als menschheitliches Gesittungsideal aufrechterhalten will, der wird es in Zukunft, statt historisch-ökonomisch, *sittlich* begründen müssen. Das heißt, er wird auf die genauere Umschreibung seiner ökonomischen Voraussetzungen und Grundlagen verzichten und seinen Inhalt aus dem edelsten Trieb und der höchsten Sehnsucht des Menschen als solchen statt aus der zufälligen Interessenstellung des einzelnen und seiner Klasse entwickeln müssen. An dieser Stelle kann nur in ganz kurzen Worten die Auffassung umschrieben werden, zu der der Verfasser persönlich von ursprünglich ziemlich streng altmarxistischen Vorstellungen gekommen ist. Sie wirklich in allen Einzelheiten zu begründen und eventuell ihre innere Verwandtschaft mit dem nichtökonomischen Inhalt des ursprünglichen marxistisch-sozialistischen Gesellschaftsideals nachzuweisen wird einer auch äußerlich selbständigen Arbeit vorbehalten bleiben müssen. Vom *Kommunistischen Manifest* bis zum Erfurter Programm und darüber hinaus ist die Literatur des Sozialismus voll von der Vorstellung, daß der Sozialismus eine die Lebensinteressen der gesamten Menschheit umfassende Bedeutung habe. Die gesamte Menschheit auf eine höhere Entwicklungsstufe zu heben, der gesamten Menschheit die Möglichkeiten und den Spielraum zur Entfaltung ihrer besten Kräfte zu erobern und zu sichern: das gilt als die große historische Mission des Sozialismus. Sie sichert ihm das Recht auf seinen Namen, denn Sozialismus bedeutet seinem Wortsinn nach nichts anderes als das auf die Förderung der Lebensinteressen aller Menschen gerichtete Streben. Wird dieser Grundgedanke als bleibender Inhalt des Sozialismus festgehalten, so gelangen wir, nach kritischer Prüfung aller bisher schon aufgetauchten Formulierungen von ähnlich umfassendem Charakter, zu dem Ergebnis, daß der Sozialismus sich zum Ziel setzt alle schöpferischen Kräfte der Menschen, wo und wie sie sich auch zeigen, zu entwickeln und in eine Richtung hinauszudirigieren, in der sie immer wieder der gleichen Aufgabe, dem gleichen Ziel der Entfaltung schöpferischer Kräfte dienen. Dieses Ideal ist nun freilich nicht mehr mit einer bestimmten, starr ausgebildeten Wirtschaftsverfassung verbunden, verlangt aber so viele staats-, wirtschafts- und sozialpolitische Eingriffe in die Sonderinteressen, Privilegien und Monopole der Besitzenden, daß nur die Schicht der Nichtbesitzenden, also die Arbeiterklasse, seine dauernd energische Vorkämpferin, seine konsequente Vertreterin sein kann. Auch sie muß sich freilich immer mehr dessen bewußt werden, daß ihre unmittelbaren Interessen und Augenblicksneigungen keineswegs von selber unter allen Umständen mit den Anforderungen übereinstimmen, die das gesellschaftliche Gesittungsideal, das Ideal der Entfaltung aller schöpferischen Kräfte, an ihr Verhalten stellt. Nur eine weitgehende Unabhängigkeit von Doktrinen und Schablonen, nur eine vorurteilsfreie Würdigung aller im gesellschaftlichen Lebensprozeß nun einmal unentbehrlichen Funktionen anderer Klassen und Stände, nur eine auf das Allgemeine gerichtete und rein sachlich bestimmte Bildung also kann sie unter dem vorherrschenden Einfluß des gezeichneten Gesittungsideals dazu befähigen. Dieses Gesittungsideal ist aber nicht nur ein politisches und wirtschaftliches

Ideal, es stellt nicht nur Ansprüche an Partei und Gewerkschaften, es fordert nicht nur die Kräfte des Genossen und des Kollegen heraus, sondern es erfaßt den Menschen in der Totalität aller seiner Beziehungen zur Mitwelt und zur Nachwelt, es beeinflußt die Art seiner Arbeitsleistung, seine Rechtsauffassung, seine Stellung zur Kunst, sein Verhalten im Vergnügen, seine Geschlechtsbeziehung, kurzum, seine gesamte Lebensführung. Mit anderen Worten: Es ist ein sittliches Ideal. Ob dieses sittliche Ideal in der Arbeiterbewegung immer mehr mit Bewußtsein aufgenommen, durchgebildet und gepflegt wird, das ist die Entscheidung darüber, ob das Wort *Sozialismus* seinen alten metallenen Klang behalten oder verlieren, ob der Sozialismus die Welt erobern oder auf das Niveau einer Nichts-als-Klasseninteressenvertretung heruntersinken wird.

2 · SITTLICHES BEWUSSTSEIN UND RELIGION

IST die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Sozialismus und Religion schon durch den wechselnden Sinn des Wortes *Sozialismus* erschwert, so noch viel mehr durch die verschiedenen Vorstellungen von der Religion. Der alte Marxsche Sozialismus begreift die Religion in allen ihren Formen durchaus als ideologisches Attribut der Klassengesellschaft, bestimmt mit ihr zu verschwinden. So im *Kommunistischen Manifest*:

»Aber, wird man sagen, religiöse, moralische, philosophische, politische, rechtliche Ideen usw. modifizierten sich allerdings im Lauf der geschichtlichen Entwicklung. Die Religion, die Moral, die Philosophie, die Politik, das Recht erhielten sich stets in diesem Wechsel. . . Der Kommunismus aber schafft die ewigen Wahrheiten ab, er schafft die Religion ab, die Moral. . . Worauf reduziert sich diese Anklage? Die Geschichte der ganzen bisherigen Gesellschaft bewegte sich in Klassengegensätzen, die in den verschiedenen Epochen verschieden gestaltet waren. Welche Form sie aber auch immer angenommen, die Ausbeutung des einen Teils der Gesellschaft durch den andern ist eine allen vergangenen Jahrhunderten gemeinsame Tatsache. Kein Wunder daher, daß das gesellschaftliche Bewußtsein aller Jahrhunderte, aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zum Trotz, in gewissen gemeinsamen Formen sich bewegt, in Bewußtseinsformen, die nur mit dem gänzlichen Verschwinden des Klassengegensatzes sich vollständig auflösen.«¹⁾

Mögen immerhin Marx und besonders Engels in ihren späteren Lebensjahren zu viel vorsichtigeren Formulierungen der inneren Zusammenhänge zwischen ökonomischer Grundlage und ideologischem Überbau gelangt sein,²⁾ so wird doch dadurch ihre Erwartung auf die vollständige Auflösung des *ideologischen Überbaus* der Klassengesellschaft, oder, mit den Ausdrücken der Fortsetzung des zitierten Passus, auf den »radikalsten Bruch mit den überlieferten Ideen infolge des radikalsten Brechens mit den überlieferten Eigentumsverhältnissen«, kaum wesentlich berührt. Und für die sozialistische Normalvorstellung der alten Schule bedeutet das nichts anderes, als daß die Menschheit am Tag nach der sozialen Revolution solche Dinge wie »Religionsstreit und ähnliche Rückständigkeit« nicht mehr kennt.³⁾

Ich könnte mir nun den Wortlaut des *Kommunistischen Manifestes* und paralleler Formulierungen zunutze machen, indem ich folgere: Diese »Bewußtseinsformen«, diese »Rückständigkeit« werden eben — nach Auffassung meines sittlichen Sozialismus — deswegen nicht vollständig verschwinden, weil

¹⁾ Siehe Marx und Engels *Das kommunistische Manifest* (Berlin 1908), pag. 37.

²⁾ Eine Zusammenstellung der betreffenden Zeugnisse bietet Vorländer in seinem Buch *Kant und Marx* (Tübingen 1911).

³⁾ Siehe Bebel *Die Frau und der Sozialismus* (Stuttgart 1903), pag. 446.

jene radikalste Veränderung der Eigentumsverhältnisse, wenigstens in der zugespitzten, allumfassenden Form der Vergesellschaftung aller Produktionsmittel und des Betriebs der Produktion für und durch die Gesellschaft, heute nicht mehr erwartet werden kann. Aber das hieße die Ausdrücke unbillig pressen. Denn weit genug bleibt ja das Feld der Umwälzungen immer noch, und es bleibt immer noch die Hoffnung, wenn nicht auf ein vollständiges Verschwinden, so doch auf ein wesentliches Zurücktreten der Klassengegensätze hinter einer wachsenden Fülle von immer mehr gemeinsam als notwendig erkannten Aufgaben und Zielen. Man könnte auf diesem Weg immerhin zu der Vorstellung, zwar nicht einer vollständigen Auflösung und radikalen Zerbrechung, aber wenigstens einer wesentlichen Umformung der überlieferten Bewußtseinsformen gelangen, und das wäre vielleicht gar nicht einmal so weit daneben geschossen.

Aber diese Beweisführung wäre gar zu historisch-materialistisch auf den Fall zugeschnitten und genügt nicht, um das Daseinsrecht der Religion überhaupt zu erweisen. Dieser Beweis ist nicht historisch-materialistisch sondern sittlich zu führen und gilt auch dann, wenn der Zukunftsstaat mit allen seinen vorausgesetzten Eigenschaften Wirklichkeit werden könnte. Es liegt einfach im Wesen der ganzen menschheitlichen Entwicklung, daß immer neue Probleme des gesellschaftlichen und des Einzellebens auftauchen. Heißen sie nicht nationale oder Verfassungs- oder Eigentums- oder Existenzfrage, so heißen und bleiben sie Probleme der Erziehung, des Geschlechtslebens, der Zentralisation oder Dezentralisation, der Behandlung entwicklungsunfähiger Menschen oder Rassen, der Über- und Unterordnung überhaupt, und so ins Unendliche und darum für den einzelnen und für den Heutigen Unüberschaubare fort. Immer gibt es neue Rätsel, neue Meinungsverschiedenheiten, neue Konfliktstoffe, neue Aufgaben, es sei denn, daß die Bedürfnisse selber allgemein stillestehen und mit ihnen die schöpferische Energie erlahme. Ob das einmal für die gesamte Menschheit eintritt, wie es immer wieder bei den einzelnen Menschen, bei ganzen Völkern und Rassen festzustellen ist, das wissen wir nicht. Aber solange dies Stillestehen und Erlahmen der Menschen, ihrer Bedürfnisse, ihrer schöpferischen Kräfte nicht eintritt, das heißt, solange es eine menschheitliche Entwicklung gibt, gibt es auch natürliche Veranlagungs-, Charakter- und Auffassungsunterschiede zwischen den Menschen. Menschen, die für den Augenblick oder für große Ziele leben, Menschen, die nur das Nächste sehen oder vieles überschauen, Menschen, die nur an sich selbst denken — wenn nicht an ihren Besitz, so an ihre unmittelbare Stellung auf der Stufenleiter der Demokratie und im Getriebe der sozialen Wechselbeziehungen, an den Beifall der Masse, an all das, was ihnen vom Standpunkt ihres egozentrischen Gemüßstrebens begehrenswert dünkt — und andere, die in ihren Leistungen — nicht in ihrem Namen — über sich selbst hinausleben und sich selber einer ihnen heiligen Sache zum Opfer bringen wollen. Dieses Durcheinanderspiel der Kräfte, Interessen, Charaktere, Meinungen, Zielsetzungen würde auch in einer *sozialistischen*, auf den Kommunismus der Produktionsmittel und Produktion gegründeten Gesellschaftsordnung, um ein paar Züge vermindert, um ein paar andere Züge vermehrt, in ungeschwächter Kraft fort dauern. In diesem Durcheinanderspiel sich zurechtzufinden, das eigene Leben und die eigene Arbeit unter den erreichbar weitesten Gesichtspunkt zu stellen, auf das erkennbar höchste Ziel einzurichten, sich selbst als Mittel eines weit über die eigene

Existenz hinausreichenden Zwecks zu betrachten, das heißt sein sittliches Bewußtsein entwickeln und sittliche Energie entfalten.

Um dahin zu gelangen, braucht man aber nicht nur die intellektuellen Kräfte, die dem sittlichen Ideal Inhalt und Begründung geben, die dieses sittliche Ideal aus den dauernden Lebensinteressen der Gesamtheit heraus gestalten: Man braucht dazu auch eine Gefühlsrichtung, die sich aus der Erkenntnis von der untrennbaren Verbundenheit des eigenen Lebensprozesses mit dem gesamten Lebensprozeß der Gesellschaft, ja mit dem Naturprozeß selber entwickelt; die unter dem Eindruck der eigenen Abhängigkeit von dem, was die Menschen vor uns getan haben und neben uns tun, zur Wertung der Folgen gelangt, die unser eigenes Tun und Lassen für den Lebensprozeß unserer Mitmenschen und der nachkommenden Generationen in jedem einzelnen Fall hat oder haben kann. Man braucht als stärkste innere Bewegungsmacht das Gefühl der Abhängigkeit, der äußern und innern Verbundenheit, der Verantwortlichkeit, der Verpflichtung. Dies Gefühl besitzen heißt aber Religion haben, ganz gleich viel, ob es sich mit den phantasiegeborenen Vorstellungen früherer Zeiten oder mit natur- und sozialwissenschaftlich gewonnenen Ergebnissen eines entwickeltern Erkenntnisvermögens verbindet. Das sittliche Bewußtsein, das *Gewissen*, ist die in uns selber lebendig wirksame Summe der Erfahrungen des Menschengeschlechts von dem, was seiner eigenen Aufwärtsbewegung nützlich und schädlich ist. Es entwickelt sich aus triebhaften Keimen mit den Erfahrungen selbst, mit dem ganzen gesellschaftlichen Bewußtseinsinhalt zu immer größerer Kraft, Klarheit und Feinheit. Daß es in der menschlichen Geschichte oft versagt hat und noch versagt, daß es lange Zeit in den Formen einer kindlichen Katechismusmoral sich erschöpfte und von den jeweils herrschenden Klassen auf das ihnen zusagende Niveau der Sklavenmoral herabgedrückt wurde, ist kein Grund es zu leugnen sondern eine natürliche Begleiterscheinung seiner Entwicklung selber. Ebenso ist es eine natürliche Erscheinung in der Entwicklung des religiösen Gefühls der Abhängigkeit und Verantwortlichkeit, daß es sich mit den jeweils herrschenden Vorstellungen verband. Ohne solche Verbundenheit mit dem übrigen Vorstellungsinhalt der Menschen kann dies Gefühl überhaupt nicht existieren.

Es gilt aber nicht das sittliche Bewußtsein und die Religion früherer Zeiten noch so schön historisch-materialistisch zu *erklären* — obwohl man mit einer wirklich sachlichen und gründlichen Aufklärung darüber vielen Menschen einen sehr notwendigen Dienst zu leisten hat —, sondern es gilt das sittliche Bewußtsein und die Religion von ihrer Gebundenheit an unhaltbar gewordene Vorstellungen und an eine kindliche Katechismusweisheit zu befreien, ihnen neuen Inhalt, neue Ausdrucksformen, neue Wucht im eigenen Leben und damit immer stärkere Wirksamkeit zu schaffen. Dieser Prozeß der sittlich-religiösen Neubelebung ist es, in dem die Arbeiterbewegung eine große aktive Rolle spielen, eine große geschichtliche Mission erfüllen kann, wenn sie nach dem Zusammenbruch der historisch-ökonomisch begründeten Zukunftsstaats Hoffnung der Gefahr ausweicht zu einer bloßen Arbeiterinteressenvertretung herabzusinken und statt dessen bewußt und vorurteilsfrei die Entfaltung aller schöpferischen Kräfte der Gesellschaft von der Grundlage der vorgefundenen Gesellschaftsordnung aus und unter Verzicht auf die irreführende Gewohnheit alle gesellschaftlichen Probleme in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Klassengegensätze zu beurteilen sich zum Ziel setzt.

In einer entwickelungsfähigen und aufstrebenden Nation oder Klasse oder Familie wird sich nach dem heutigen Zustand der Erkenntnis keine Religion dauernd behaupten können, die auf Weltverneinung, *Emanzipation vom Sinnlichen* und Mißachtung wirtschaftlicher oder überhaupt äußerer Interessen gegründet ist. Die Erkenntnis, daß auch das Leben der menschlichen Seele nur gut gedeihen kann, wenn es mit dem sinnlichen Leben gut bestellt ist, ja daß das Seelenleben dem Sinnenleben unendlich viel für seine Entfaltung verdankt, stützt sich auf gar zu viele vollkommen einwandfreie Erfahrungen, als daß die grundsätzliche Bejahung des Sinnlichen von irgend einer Seite her ernstlich erschüttert werden könnte. Aber es scheint mir ein Irrtum August Erdmanns zu sein, daß bereits das aus irgendwelchen Einsichten in die Bewegungsgesetze des gesellschaftlichen Lebens gewonnene »Vertrauen auf die bessere Zukunft« und die damit verbundene »Erkenntnis von der Notwendigkeit stetigen Mitwirkens« die idealen Triebkräfte schaffen können, die zum Fortschritt des gesellschaftlichen Lebens notwendig sind.⁴⁾ Sie können es bestenfalls dann, wenn sie die Illusion hervorrufen, daß es sich bei aller Hingabe des eigenen Lebens an ein großes Gesellschaftsideal um vorübergehende Opfer und Entbehrungen des einzelnen oder einiger Generationen handelt, denen dann schließlich eine große Zeit der Erfüllung und des Genusses folgt, in der sich alle Opfer reichlich bezahlt machen. In diesem Fall kann der einzelne mit dem alten Faust von sich sagen:

»Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.«

Wenn man sich aber dessen bewußt ist, daß auch nach der Erfüllung aller gegenwärtig dem einzelnen erkennbaren Aufgaben immer neue Probleme und Kämpfe auftauchen, immer neue Opfer gebracht werden müssen, um der sittlichen Verpflichtung genüge zu leisten und damit der sittlichen Selbstbehauptung zu dienen, dann ist es mit dem »Vertrauen auf die bessere Zukunft« gegenüber dem augenblicklichen Zustand ebensowenig getan wie mit der »Erkenntnis von der Notwendigkeit stetigen Mitwirkens«, am allerwenigsten aber mit den Gefühlswerten, die uns Kunst, Naturbeobachtung und Naturgenuß erschließen. Diese Art von Gefühlleben kann den Menschen nicht ausfüllen, wie Erdmann glauben machen will. Nur das religiöse Gefühl, daß unsere Naturbestimmung in einer sittlichen Bestimmung gipfelt, und daß wir erst dann zur innern Ruhe gelangen, wenn wir unsere sittliche Bestimmung erfüllen, gibt unserem Dasein nach dem Zerfall utopischer Gesellschafts- und Lebensideale noch Spannkraft und Wert für uns selber. Dies Gefühl braucht sich keineswegs mit vernunftwidrigen Vorstellungen zu verbinden, aber es ist eine Sache, die außerhalb der Vernunft liegt, wie im letzten Grund Wesen und Ziel des menschlichen Daseins überhaupt. Wir können und sollen daran arbeiten, daß die Menschen in dem Erkenntnisvermögen und seiner schöpferischen Ausnutzung das wichtigste Mittel für die Lösung der Schwierigkeiten kennen lernen, die sich der Selbsterhaltung, der Arterhaltung und dem Aufstreben der Menschheit im ganzen entgegenstellen, und daß dieser Tätigkeit nicht im Namen der Religion irgendwelche Grenzen gesteckt und Verbote entgegengeschleudert werden. Aber wir dürfen nicht glauben, daß mit der Entwicklung und Anwendung der Erkenntnis und mit dem Genuß von Natur und Kunst alles getan sei, um das Leben der menschlichen Seele auszufüllen.

⁴⁾ Siehe Erdmann *Sozialdemokratie und Religion* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 1. Band, pag. 519.

All das Quellende, Triebhafte, Forttreißende, Aufwärtsverlangende im Untergrund unseres Daseins, wir können es nicht in Formeln fassen sondern müssen es entweder wie so viele vor und neben uns mit abergläubischen Vorstellungen umranken oder, wie es Goethe getan hat, mit Ehrfurcht als Geheimnis gelten lassen. Wenn aber diese Ehrfurcht in uns Macht gewinnt, haben wir Religion, und erst dann können wir große gesellschaftliche Gesittungsideale mit nachhaltiger Hingabe vertreten. Religion in diesem Sinn wäre keine Schwächung sondern eine Stärkung der Arbeiterbewegung, und die Vorbedingung eines jeden Sozialismus, der sich nicht in Machtfragen und Institutionsveränderungen erschöpfen will.

XX

FRANZ BLEI · DER PROTESTMALER

FINEM Worpsweder Maler blieb es vorbehalten diese wunderbare künstlerische Spezies zum Ausdruck gebracht zu haben. Er tat das in Form eines Protestes, den er an alle Welt mit der Bitte um Rückäußerung versandte. Er protestierte gegen die französische moderne Kunst und ihren wachsenden Einfluß in Deutschland und rief die deutschen Maler auf ihre heiligsten Güter zu wahren: nämlich die reine, uneinflusste deutsche Malerei, deren Existenz der Protestler ohne weiteres behauptete, doch nicht bewies. Einige der Antworten hat der Urheber dieser Bewegung — die Kunst und Nationalgefühl in einer Art mit einander vermengt, die beidem unrecht tut — in einer Broschüre veröffentlicht. Viele Namen sind darunter, die unter dem Protest zu finden einen gar nicht erstaunen macht. Andere gute Namen stehen da wohl nur, weil die Betreffenden — wie zum Beispiel Trübner — das Opfer eines Mißverständnisses wurden. Dem Protest nicht angeschlossen haben sich Klimt, Kalkreuth, Slevogt, Liebermann, Corinth, Klinger, Stadler, Thoma, Modersohn, Vogler, Hodler, und andere.¹⁾

MAN schickte mir jenen Notschrei über die schlechte Konjunktur des Bilderhandels deutscher Marke wohl nur, weil man gehört hat, daß einige meiner bemittelten Freunde Bilder kaufen und zwar — leider wird der Verfasser des Notschreis sagen — solche französischer Marke. Meine Freunde halten es mit dem Champagner genau so. Heimlich geben wir ihnen ja recht — nicht wahr? —, daß in beiden, in Bildern und Champagner, die französische Marke besser ist. Aber ich verstehe, daß es einen deutschen Hersteller deutscher Bilder ärgert und mehr als ärgert kleine oder gar keine Preise für seine hübschen Erzeugnisse zu bekommen. Nun, in dem Protestschreiben hat sich diese heimliche Überzeugung

¹⁾ Der Vorstand des Deutschen Künstlerbundes hat sich zum Künstlerprotest in einer Erklärung geäußert, die in würdiger Form die Ehre der deutschen Kunst gegenüber jenem Protest wahrte. Sie hat folgenden Wortlaut: »Maler Vinnen in München hat eine Broschüre eracheinen lassen, die das gegenwärtige Verhältnis der deutschen Kunst zu der ausländischen, insonderheit der französischen, Kunst einer Betrachtung unterzieht. Die Wichtigkeit der berührten Frage gibt uns Anlaß uns auch unerserits zu der Sache zu äußern. Einem jeden Versuch das Ansehen unserer deutschen Kunst im Vergleich zum Ausland zu schmälern würden wir selbstverständlich entgegenwirken; doch vermögen wir eine solche Schmälerung keineswegs darin zu erblicken, daß hervorragende Werke ausländischer Meister in den Ausstellungen und öffentlichen Sammlungen Deutschlands Aufnahme finden. Die wirtschaftlichen Ubelstände, die in der Broschüre erwähnt werden, lassen sich nicht von außen durch Kundgebungen und Maßregelungen beseitigen sondern nur von Innén heraus durch eine Hebung der künstlerischen Leistungen. Jedenfalls ist eine gegentellige Entwicklung unserer Kunst nur dann zu erwarten, wenn der Freiheit der individuellen Betätigung keine Schranken gesetzt werden. Hierfür werden wir jederzeit mit allem Nachdruck eintreten. Max Liebermann, Max Klinger, Graf Leopold von Kalkreuth.«

und die Sorge um die materielle Wohlfahrt, nicht zum Vorteil dieser letzten, so vermengt wie es einem weltfernen deutschen Maler des Gemüts passieren kann. Von seiner heimlichen Verehrung französischer Meister hätte er so wenig merken lassen sollen wie vom deutlich Geschäftlichen. Was für ein Leichtsinns einzugestehen, daß er lernenshalber selber nach Paris fuhr, er, ein so deutscher Maler! Er hat damit, mit einem Wort — er gestatte es —, die Sache verpatzt. Dieser deutsche Protestmaler hätte sonst die Nation gewinnen und einen Bildersturm auf französische Malereien entfesseln können. Aber er hat Angst gehabt sich als feiner moderner Maler zu blamieren und glaubte, er müsse immer betonen, daß er keineswegs ein Banause sei. Mir wären 100 000 Mark Einkommen lieber als der fragliche Ruf eines *modern empfindenden* Malers. Ich würde unbedingt auf den Ruf pfeifen, das Geld vorziehen und noch schlechter malen, wenn's geht. Dann wieder sagt der Protestmaler: Unsere deutschen Bilder sind gute Bilder, sind schöne Bilder und halten jede Konkurrenz aus und sind auch nationale Bilder und, vor allem, billigere Bilder. Der Mann ist in einem Atem alles: feinsinnig und praktisch denkend, er will geschmackvoll gelten und geschäftlich handeln, ist von Idealen geleitet und von Zahlen. Er wird mit keinem von beiden auf die Kosten kommen. Die Bosheit der menschlichen Natur wird ihn immer verkehrt verstehen. Das wird ihn in der Seele verbittert und im Portemonnaie verzweifelt machen.

Wie er es hätte anstellen sollen?

Einmal hätte er auf Feststellungen verzichten müssen wie die, daß der französische Staat immer auf die materielle Unterstützung seiner Künstler ganz außerordentliche Summen verwandt habe. Gerade das hat er nie getan. Er hat genau wie alle anderen Staaten nur den Schund unterstützt. Dann hätte er nicht versuchen sollen mit Namen zu beweisen. Für *Vertiefung, Phantasie, Empfindung des Gemüts*, alles, was er als Eigenart unseres Volkes ausspielt, nennt er als Träger Rethel, Menzel, Leibl, Böcklin, Marées: Welten liegen zwischen diesen Malern, und unter einander verbunden sind sie nur mit dem, was ihr Schwächstes ist, und das ist das gewisse *Deutsche*, das uns *Natur empfindenden*, aber nicht *Natur sehenden* das Malen so schwer macht. Dann hätte er nicht — und das ist das Wichtigste — dem *Verdandibund* auf die Füße treten dürfen, dessen Ehrenmitglied zu werden ihm schon sein Kampf mit der deutschen Sprache ein Recht gibt, in dem — um des Malers hartnäckig falsch bezogene Relativsätze zu wiederholen — er immer der entmenschte Sieger bleibt. Er hätte sich vielmehr ganz unter den Schutz dieses Bundes stellen sollen, der mit solchem Erfolg geistige Werte nur dort erkennt, wo sie ein *Made in Germany* tragen. Unser Maler schätzt die Zauberkunst dieser Formel nicht hoch genug ein, er lebt zu abseits, fährt zu oft nach Paris und ist ein Maler. Er stelle sich in das Getriebe unserer *Patrioten*, und er wird bald lernen, wie man Geschäfte macht, ohne eine Ziffer zu nennen. So viel Worpsweder wie man mit jener gewissen Art öffentlichen *Deutschtums* heute verdient kann man gar nicht herstellen, und säßen die Maler über die ganze Heide wie die Heidschnucken.

Der protestierende deutsche Maler entziehe sich für ein Jahr seiner von den Franzosen und den Snobs und den Ästheten ohnedies kaltgestellten Kunst und verfolge die Zeitläufte aufmerksamer als es ihm das künstliche Licht seines Ateliers — meinetwegen auch das Freilicht seines Moors — gestattet. Er will

Richtiges und schwankt nur in den Mitteln es zu erreichen. In einem Jahr hat er gewiß alles gelernt. Dann protestiere er noch einmal. Und wenn dann auch nur ein deutscher Hund einen Fetzen Leinwand aus der Hand eines französischen Malers nimmt, mache ich meinem Leben in den verödeten Räumen des Kunstsalons Cassirer durch Erhängen ein Ende.



BER unser Maler wünscht, daß man die Sache seiner Not ernster nimmt, und er schickt mir *statt jeder Antwort* eine gedruckte Auswahl Antworten von höchst achtbaren Künstlern und anderen. Er fügt auch eine Statistik der Bilderankäufe in Deutschland bei, obwohl ihm die Künstler nahegelegt haben mehr die ideale als die materielle Seite zu betonen, da man doch eben immer ein Künstler bleibe. Unser Protestmaler hat unrecht getan diesen Wünschen nicht ganz zu entsprechen, die von größerer politischer Einsicht zeugen als sein Spiel mit aufgedeckten Karten.

Nun, wir wollen also feststellen, was ist.

1. Künstler vom Rang eines Corot, Courbet, Daumier, Manet, van Gogh, Cézanne, Degas, Renoir besitzen wir in Feuerbach, Marées, Menzel, Leibl, Liebermann, Klimt: Keinem Galeriedirektor, keinem Kunstschriftsteller oder Händler ist es je eingefallen einen guten Leibl gegen einen guten Daumier zu tauschen. Bei aller Anerkennung des durch die malerische Tradition bedingten höhern Gesamtniveaus der französischen Malerei ist man über die höchstens durch das niedrigere Gesamtniveau der deutschen neuern Malerei verminderte Bedeutung der genannten deutschen Meister einer Meinung; man ist sogar geneigt ihre moralische Größe höher zu stellen, weil ein Maler zu sein in Deutschland stärkere Widerstände unserer Natur zu überwinden heißt als sonstwo.

2. Die Bedeutung der genannten französischen Meister ist eine über die Erde erkannte Tatsache, was bei den deutschen Meistern weniger der Fall ist. Die Käufer der Welt bieten auf Manet, und kein deutscher Galeriedirektor zahlt leichtem Herzens bei solchen Kaufgeboten die verlangten Preise; aber er sieht, wenn er irgend seine Aufgabe ernst nimmt, eine größere Bedeutung für seine Galerie darin einen Manet zu besitzen als für das selbe Geld dreißig mittelmäßige deutsche Bilder zu erwerben.

3. Die Verschwörung der Kunsthändler ist eine Fabel, an die kein ernster Mensch glaubt. Und die die Entwicklung vorsagenden, diktierenden Kunstkritiker sind eine Legende. Beide kommen nach dem künstlerischen Ereignis. Der Kunsthändler Müller mag sich zerreißen, er wird seine A. von Werners nicht kunstverständigen Käufern als Kunst einreden können. Und Knackfuß kann schreiben, so viel und was er will, er kriegt den Cézanne nicht tot.

4. Die Galeriedirektoren — und auf die paar in Deutschland, die etwas leisten, hat der Protestler es ja trotz aller Gegenbeteuerungen vornehmlich abgesehen, da private Kenner nicht zu beeinflussen sind — haben bis jetzt nicht ein einziges Bild eines deutschen Malers erworben, der, wie eine der sich dem Protest anschließenden Antwort sagt, »van Goghische Farbwirbel« nachmacht, weil das »leichter« ist »als mit Böcklinscher Tiefe in die Natur zu sehen«. Und man frage diese jungen Leute, die talentierten und die anderen, was sie an Private verkaufen: Nichts. Man frage die heutigen französischen Maler, die etwa der

Begabung unserer Lichtenberger und Weißgerber entsprechen, wie viel sie nach Deutschland verkaufen: Nichts.

Die Antworten auf den Protest des Malers zerfallen in zwei Gruppen. Die einen sind wütend, daß die Galerien Manet und van Gogh kaufen und nicht sie. Das ist menschlich begreiflich, hat aber mit der Kunst, der man zu dienen vorgibt, nichts zu tun. Die französische Kunst des 19. Jahrhunderts ist in allen unseren Galerien elend oder gar nicht vertreten. In keiner deutschen Galerie ist ein Delacroix, den wohl auch der Protestler für wichtiger hält als Böcklin. In keiner ist ein Degas, ein Renoir, die der deutsche Herr Maler doch sicherlich auch für wichtig halten wird. Wie viele Reisen nach Paris würde sich unser lieber deutscher Maler ersparen, wenn wir Bilder dieser Meister in unseren öffentlichen Sammlungen hätten, in die er jetzt nicht hineingeht, weil — so viele deutsche *Gemütsmaler* drin hängen. Die andere, sympathischere Gruppe ist böse auf die jungen Leute, die *à la Paris* malen. Da ist natürlich viel Schwindel dabei. Aber wo ist der nicht heute im Zeitalter der Surrogate? Diese Schwindler und Toren verkaufen nichts, verderben nichts als sich selber. Sie können sogar das Verdienst haben durch ihre dumme Nachäfferei auf das Original zu weisen, darauf vorzubereiten. Jedenfalls sind sie nicht ärger als die Schwindler in Böcklin, obwohl das *schwerer* ist. Es gibt aber auch Maler, Künstler, die sich ganz bewußt an die ihnen völlig entsprechende Art eines Meisters hingeben. Und das gab es immer und in Ehren, und es sind große Künstler unter ihnen. Man blättere in einer Kunstgeschichte, schaue sich die Holländer an, die sich unter Rembrandt stellten. Es sind Meister darunter, die wir hochschätzen. Die Florentiner, die sich unter Masaccio stellten: es sind Meister wie Lippi darunter. Es mag *unddeutsch* sein, daß einer es aufgibt auf seine eigene Façon selig zu werden. Aber unter diesem Eigendünkel, daß jeder meint, er müsse die Kunst aus seinem Busen heraus von vorn anfangen, haben wir immer schwer gelitten. Nicht nur in der Malerei. Denn eine künstlerische Kontinuität haben wir nur in der Musik: und man sehe da nach, was Händel mit den Italienern machte!

Der unbedingte Patriotismus ist etwas Schönes. Das Geschäft ist etwas höchst Wichtiges. Und es ist ein fataler Zustand, daß Kunst sich in Geld umsetzen muß, was nie ohne Reibung abgeht. Aber mit der Kunst hat weder der Patriotismus noch das Geschäft zu tun. Der Protest hätte also die Kunst ganz aus der Diskussion lassen sollen und sich entweder nur an den Patriotismus halten oder nur an das Geschäft. Die Verquickung dieser Dinge aber kann dem nicht behagen, der es auch nur mit einem von ihnen ernst nimmt.

XXX
**LUDVIG NORDSTRÖM · DER ÄLTE, DER DIE
 FLASCHEN VERKORKTE**

NUN war es Herbst, und die Sterne glühten wunderbar. Es war Abend, und unten in der Stadt jammerten und heulten die Hunde; auch die nackten Pappeln im Hof jammerten, die Telephondrähte jammerten, und draußen auf dem Meer tuteten die Lastdampfer. Es war schon so lange her seit dem Mondschein im August. Der Mond war verschwunden, und nur die Sterne glitzerten durch die kalten Nebel des Abends.

Heute hatte es den ganzen Tag gestürmt. Der Staub war aufgewirbelt, und das

dürre Laub war über die Häuser hingetanzt, und die Flaggenstangen hatten sich hin und her gebogen, hin und her, und die Flaggenleinen hatten an die Stangen geschlagen: *Pitsch-patsch, pitsch-patsch* hatte es geklungen.

Aber Thomas war um die Wette mit seinem Reifen gelaufen, den ganzen Nachmittag. Der Boden war trocken und hart, und seine Schritte verhallten wie auf frischgefrorenem Eis, und *Hopp* sagte der Reifen, jetzt hüpfte er über ein vereistes Radgeleise, und dann sauste er davon, fort, fort; fort mit dem Wind, der heute und schrie.

Und jetzt war es Abend. Die Sonne, die so blautrot und kalt gebrannt hatte, war hinter den Bergen versunken, die Häuser hatten sich sachte in Dunkelheit aufgelöst, und die Fenster ließen nur einen matten Lichtschein hinaus. Da schwoll das Tosen der Brandung an, und die ganze Erde schaukelte sich. Die Sterne wiegten sich hin und her, und alles wurde so seltsam und feierlich.

Thomas stand am Gartengitter. Ein paar einsame Menschen gingen vorbei. Sie beugten sich gegen den Wind vor, und Thomas fragte sich: Wohin gehen sie wohl? Nach Hause, sagte er für sich selbst.

Nach Hause, sagte er leise. Sie gehen nach Hause.

Da ging ein altes Weiblein. Das war bestimmt Mamsell Henrikstochter, denn sie hatte einen Sack auf dem Rücken.

Wo wohnte Mamsell Henrikstochter?

Und da gingen zwei kleine Mädchen, jedes mit einem schweren Speisenträger in der Hand. Wo wohnten die?

Jetzt gehen sie nach Hause, sagte Thomas leise. Und da dachte er an Vater und Mutter. Der Vater saß an seinem Schreibtisch, und der grüne Lampenschirm leuchtete matt und machte das Zimmer schummrig. Die Vergoldungen des Spiegels glänzten wie Funken in der Dämmerung, und der Rauch aus der Aschenschale auf dem Schreibtisch stieg gerade in die Höhe.

So saß er gestern, und so saß er vorige Woche, und so saß er voriges Jahr, und so hatte er immer gegessen.

Die Mutter saß in einer Ecke im Speisezimmer und stickte an ihrer Handarbeit. Und es war still im ganzen Hause. Nur die Uhr im Speisezimmer war zu hören, die so langsam ging, tick-tack, und das Geklapper in der Küche, wo die Dienstmädchen das Geschirr wuschen.

Die kleinen Geschwister schliefen in ihrem Eisenbettchen mit roten Wangen und offenem Mund, und ab und zu blinzelten sie mit den Augenlidern.

So war es voriges Jahr, und so war es dies Jahr, und so würde es nächstes Jahr sein und alle Jahre.

Die Uhr würde gehen, langsam: tick-tack, tick-tack.

Aber an des Vaters Schreibtisch, da saß dann Thomas, und die Zigarre rauchte in der Aschenschale, und die Feder kratzte auf dem Papier und sprach mit sich selbst, ganz wie die Scheite im Kachelofen.

Draußen jammerten die Pappeln und die Telephondrähte, und die Lastdampfer tuteten weit draußen auf dem Meer, und in der Dunkelheit brauste die Brandung. Aber die Uhr sagte immer nur *Tick-tack, tick-tack*. Immer, immer. Viele, viele, viele Jahre.

Das wiederholte Thomas laut für sich selbst: Viele, viele, viele Jahre.

Da kam Adrian über die Straße mit einem Speisenträger in der Hand, und als er Thomas erblickte, blieb er stehen.

»W—w—was m—machst du da, Tho—Tho—mas?« sagte er.

»Ich denke«, sagte Thomas.

»Wo—wo—woran denkst du?« fragte Adrian.

»Ich denke an nichts«, antwortete Thomas.

»D—d—denkst du d—d—denn dann?« fragte Adrian.

»Ich habe gedacht«, sagte Thomas.

»Ja—ja—ja so«, sagte Adrian. »Wi—willst du mit zur Br—Br— willst du m—mit zur Br—Brauerei, Bi—Bierhefe kaufen?«

»Ich darf nicht ausgehen. Es ist zu spät«, sagte Thomas.

»Du—du—du kriegst einen Br—br—brummkreisel, w—wenn du mitkommst«, sagte Adrian.

»Du hast ja keinen«, sagte Thomas.

»D—d—doch, ich hab einen zu—zu Hause«, sagte Adrian.

Da setzte sich Thomas in Bewegung und ging mit Adrian; denn schwerer war er nicht zu verleiten.

Die beiden Knaben gingen das Gäßchen hinauf. Das war dunkel, mit rauschenden Bäumen zu beiden Seiten.

»Heut st—stürmt es aber t—tüchtig«, sagte Adrian.

»Ja«, sagte Thomas, »ich hätte Angst, wenn ein Feuer ausbräche.«

»D—d—dann verbr—brennt die ganze Stadt«, sagte Adrian. »Sch—schau! Da—da—da brennt es«, rief er und wies auf eine Flamme, die im Dunkel aufloderte.

Thomas blieb stehen, es überlief ihn kalt, doch da sah er, daß es die Schmiede war.

»Nein«, sagte er, »das ist ja nur die Schmiede.«

»D—d—das hab ich gleich gewußt«, sagte Adrian.

»Warum hast du mich dann erschreckt?« fragte Thomas.

»W—w—weil es mir Spaß machte«, erwiderte Adrian.

»Hier sind die Sterne viel größer als über unserm Haus«, sagte Thomas nach einem kurzen Schweigen. »Und sie bewegen sich, so als ob sie lebendig wären.«

»W—weißt du nicht, daß das Engel sind?« sagte Adrian.

»Nicht alle«, sagte Thomas. »Nur ein paar. Da ist mein Engel«, sagte er und zeigte auf den Polarstern.

»D—du bi—bi—bist dumm«, sagte Adrian. »Es sind doch La—laternen, die G—gott für die Seelente aussteckt.«

»Ja freilich«, sagte Thomas, »das sagst du, weil dein Papa Seemann ist.«

»Und d—du s—sagst, daß sie Engel sind, wei—wei—weil Frau Harju b—bei Euch aus- und einläuft und alle bekehren will. Aber m—mein Papa ist in die Ma—ma—marineschule gegangen, und sie nicht.«

Thomas fürchtete sich, als sie an der Schmiede vorbeikamen. Dort drinnen pustete und hämmerte und dröhnte es, während Feuer und Funken aus dem Schornstein bis hoch hinauf zum Himmel sprühten; und dort oben leuchteten die großen fremden Sterne, die viel größer waren als jene, die daheim über ihrem Hause funkelten.

Es war auch eine Straße, die Thomas nicht gut kannte. Keine freundlichen Fenster warfen ihren Lichtschimmer auf den Weg, sondern die Dunkelheit senkte sich vom Himmel bis zu seinen Füßen hinab. Große unsichtbare Bäume rauschten so ganz anders als zu Hause, und der Schein einer einsamen Bogen-

lampe flackerte und zuckte und erleuchtete ganz undeutlich das Haus, in dem die Brauerei lag.

In dem Hof des Brauereihauses standen hohe Tonnen und Fässer zwischen den Bierwagen, und Männer in Holzschuhen gingen, eine Laterne in der Hand schwenkend, singend in den Magazinen rings um den Hof ein und aus. Aber auf der Straße tanzten zwei Trunkenbolde, während Staub und trockenes Laub um sie aufwirbelte.

»Hast du d—den Alten gesehen, de—der die Flaschen k—korkt?« fragte Adrian.

»Nein«, sagte Thomas.

»Da—das ist ein g—greulicher Kerl«, sagte Adrian. »Dr—drinnen hält er sich auf«, sagte er und wies auf eine Tür, die angelehnt stand. Wo—wollen wir ihn uns ansehen?«

»Ja«, sagte Thomas, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

Die Knaben gingen auf die Tür zu, und Adrian steckte den Kopf hinein.

»Er ist nicht da«, sagte er. »S—sieh nur!«

Thomas trat ein, und da schlug Adrian die Türe hinter ihm zu und lief weg.

Aber Thomas konnte keinen Fuß rühren. Er stand in einer großen finstern Halle, und aus dem Dunkel, nur schwach von einem rauchenden Lämpchen auf einem Wandbrett beleuchtet, schimmerten große Faßböden wie eine Menge aufgeblasener Riesengesichter.

Ganz weit weg sah Thomas jetzt einen Lichtschein, der aus der Erde zu steigen schien, und über den Fässern erhob sich ein Schatten: ein Gesicht, das vom Boden bis zur Decke reichte, mit einer langen, herabhängenden Nase und einem hängenden schmalen Kinn.

Der Schein nahm zu, und der Schatten stieg von der Decke zum Boden hinunter und verneigte sich vor dem Schein. Da zeigte sich ein Wesen. Es war eine magere Greisengestalt mit einem blassen, verrunzelten Gesicht, düster wie der Tod. Die Gestalt trug eine qualmende Laterne in der Hand und kam langsam herauf, und sie schien kein Ende zu nehmen, sie reichte bis zur Decke, ehe noch der halbe Körper über dem Fußboden war.

Thomas prallte zur Tür zurück, und die Tür flog auf. Da kam er zu sich und lief und lief, was er nur konnte, zur Brauerei hinaus.

Auf der Straße lag der eine Betrunkene unbeweglich, und der andere stand vor ihm und drohte mit den Fäusten. Er begann Thomas mit lautem Geschrei zu verfolgen, und Thomas lief, lief; denn er fühlte, wie die Hand der Gestalt sich durch die Magazintüre nach ihm ausstreckte, um ihn zu packen und ihn hinab in die Erde zu ziehen.

Zu Hause stand das Kindermädchen im Hof und rief: »Thomas! Tho—mas!«

Mit einemmal kam er durch die Zauntüre geschossen. Er lief gerade auf sie zu und umklammerte sie und kroch ganz zu ihr hinein und zitterte am ganzen Körper.

»Was hast du denn, Thomas?« fragte sie und erschrak selber.

»Ich habe solche Angst, daß er kommt und mich holt«, sagte Thomas.

»Wer?« fragte das Mädchen.

»Der Alte, der die Flaschen verkorkt.«

»Wer ist das?« fragte das Mädchen.

»Ich weiß nicht«, sagte Thomas.

Da nahm ihn das Kindermädchen mit hinauf, und als er oben war, mußte er sich gleich niederlegen, denn er hatte Fieber und Schüttelfrost. Während das Mädchen ihn auskleidete, fragte er:

»Was tun sie unter uns?«

»Bei Smitthenners?« fragte das Mädchen.

»Nein«, sagte Thomas, »unter uns, unter der Erde.«

»Da wohnen die Toten«, sagte das Mädchen.

»Da wohnt der Alte, der die Flaschen verkorkt«, sagte Thomas.

Die Lampe mußte brennen, und das Kindermädchen mußte an seinem Bett sitzen, denn Thomas war krank. Er glühte am ganzen Körper, und er wälzte sich unruhig hin und her und sprach von dem Alten, der von ganz weit herkam.

Nach dem Abendessen kam die Mutter herein, und als sie sah, daß Thomas phantasierte, holte sie den Vater. Er setzte sich mit der Uhr in der Hand ans Bett und fühlte Thomas den Puls. »Er hat Fieber«, sagte er. »Der Junge hat sich nasse Füße geholt wie gewöhnlich. Natürlich. Macht ihm kalte Umschläge, und wenn das Fieber steigt, müssen wir den Doktor kommen lassen.«

Die Mutter nahm Thomas in ihr Bett, und das Licht brannte Stunde auf Stunde auf dem Nachtkästchen, während der Sturm das stille Haus rüttelte und alle anderen schliefen.

Thomas sah mit glänzenden Augen seine Mutter an und deutete und fragte: »Siehst du, Mama, wie sie kämpfen?«

»Ja, ja, Thomas«, sagte sie. »Ich sehe schon, aber das ist nicht gefährlich. Sie kommen nicht her.«

»Der Alte hat sie aus der Erde heraufgeholt«, sagte er. »Alle miteinander, denn da wohnen all die Toten. Siehst du, sie reiten auf Pferden und haben große Lanzen. Er wohnt auch dort unten. Und er lief mir über die Straße nach. Ich hatte solche Angst. Jetzt steht er vor dem Fenster. Ich höre ihn. Pst! Er steht vor dem Fenster. Er hat die Laterne mit. Aber er traut sich nicht herein. . . . Wie ist das doch wunderbarlich, Mama! Wohnen die Toten nicht unter der Erde?«

»Ja, Thomas, sie wohnen unter der Erde. Tief unten in der Erde.«

»Aber ich sehe sie. Alle. Hier«, sagte er und griff sich an den Kopf, »hier drinnen sind sie. Aber sie sind so klein. Sie sind nicht größer als Stecknadelköpfe. Im ganzen Körper sind sie. Hier in der Brust und in den Beinen und in den Armen und in den Fingern und überall. Durch die Augen kommen sie heraus. Und dann werden sie groß, und der Alte geht ihnen allen voran, mit seiner Laterne. Aber sie sehen nicht aus wie wir, Mama. Sind sie lange tot?«

»Sehr, sehr lange, Thomas«, antwortete die Mutter.

»Waren die Menschen früher einmal nicht so wie wir sind?«

»Nein, sie waren ganz anders als wir«, sagte die Mutter.

»Hatten sie Kleider, so als wären sie Fische? Und große Federbüsche auf dem Kopf? Und gingen sie nur in Trikots und Unterhosen? Und hatten sie Pfeile und Bogen? Und saßen sie an langen Tischen? Sag, Mama!«

»Ja, Thomas, gerade so waren sie«, sagte die Mutter.

»Sie sind hier«, sagte Thomas und griff sich an den Kopf. »Aber das ist komisch, Mama: Ich kann in mich selbst hineinsehen, und da ist es so dunkel, aber die Sterne funkeln. Hat man die Sterne in sich, Mama?«

»Ja, manchmal hat man die Sterne in sich, Thomas«, sagte die Mutter.

»Und ganz weit weg geht der Alte«, sagte Thomas. »Jetzt gehen sie alle miteinander. Hörst du, wie sie gehen, Mama?«

»Ja, ich höre«, sagte die Mutter.

»Jetzt bin ich so klein, Mama, ich fürchte mich. Da kommt ein großer Berg. Hörst du nicht, wie es donnert? Oh«, schrie Thomas und richtete sich im Bett auf.

»Beruhige dich, Thomas«, sagte die Mutter. »Ich bin ja da. Der Berg kommt nicht her.«

»Der Alte schiebt ihn«, sagte Thomas. »Mama, er kommt näher. Bitte ihn, daß er nicht kommt!«

»Wo sind die Toten, Thomas?« fragte die Mutter.

»Sie sind fort«, sagte Thomas und betastete seinen Kopf und seine Arme. »Ich spüre sie nicht mehr.«

»Dann ist der Alte auch fort«, sagte die Mutter. »Ich bin ganz sicher, daß er fort ist.«

»Ja«, sagte Thomas, nachdem er gehorcht hatte. »Er ist fort. Jetzt ist er wieder in die Erde gekrochen, zu den Toten.«

Dann gähnte er: »Ich bin so müde, Mama.«

»Schlafe Thomas«, sagte sie. »Ich werde über dich wachen. Halte meine Hand«, sagte sie und gab ihm die Hand.

Im selben Augenblick schlief er. Aber sie lag lange da und betrachtete ihn. Es kam ihr so fremd und seltsam im Zimmer vor, als wären wirklich Geister durchgezogen, und auch sie glaubte jetzt, daß das Gespenst draußen in der Nacht herumwanderte.

Aber was hatte das Kind erlebt? Wie konnte er die Toten sehen? Woher kamen diese Visionen? Sein ganzer Körper schien sich in tausend kleine Wesen aufgelöst zu haben, und alle hatte er sie gesehen, gefühlt und gesehen.

Die Mutter lag lange da und betrachtete das schlafende Kind, und während das Licht still brannte und der Sturm das Haus erschütterte und die Zeit verging, schwebte ihre Seele weit fort, all den Toten nach, die Thomas im Zimmer gesehen, und an deren Spitze ein langer magerer Greis ging, mit einer Laterne in der Hand.

Endlich löschte sie das Licht und schlief ein. Und die Nacht umschloß das Haus wie alle anderen, die ächzende Herbstnacht, die erfüllt war von wunderlichen Gesichtern und alten, uralten Erinnerungen.

XX
HENDRIK SPIEKMAN · EINE NEUE UNTERSUCHUNG ÜBER DIE ARBEIT VERHEIRATETER FRAUEN



ER jetzige Generaldirektor des holländischen Arbeitsamts, van Ysselstein, zeichnet sich durch sozialpolitisches Verständnis aus. Unter seiner Leitung arbeitet das Gewerbeinspektorat einheitlich und zweckmäßig, und wir verdanken dem Arbeitsamt mehrere interessante sozialpolitische Veröffentlichungen. Eben jetzt erschien eine äußerst wertvolle, von reichem Tatsachenmaterial gestützte Untersuchung über

Umfang, Art, Ursachen und Folgen der Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Gerade jetzt, wo diese Untersuchung erscheint, werden die Fragen überall besonders lebhaft diskutiert: Ist es die Aufgabe der Sozialgesetzgebung besondere Maßnahmen zum Schutz der verheirateten Arbeiterinnen zu treffen? Und welchen Standpunkt hat die Sozialdemokratie gegenüber diesem Problem einzunehmen?

Verschiedene neue Arbeiten auf diesem Gebiet sind in letzter Zeit veröffentlicht worden. Im Jahr 1906 erschien ein kleines Buch *Die Kinder der in Fabriken arbeitenden Frauen und ihre Verpflegung* von Wilhelm Feld, das besonders die Lage der Krimmitschauer Arbeiterinnen berücksichtigte. In Felds Betrachtungen tritt eine starke Abneigung gegen die Fabrikarbeit verheirateter Frauen hervor, eine Abneigung, die sich im Lauf seiner Studien auf diesem Gebiet noch immer erhöht hat. Im März 1908 wurde eine Studie über die Entlohnung der Fabrik- und Heimarbeit verheirateter Frauen und über die moralischen und hygienischen Folgen dieser Arbeit von Edward Cadbury, Cecile Matheson und George Shaun unter dem Titel *Women's Works and Wages, a Phase of Life in an Industrial City* publiziert. Die Verfasser beleuchten objektiv das Für und Wider der Frage, doch ist auch bei ihnen eine entschiedene Abneigung gegen die gewerbliche Arbeit der Ehefrauen nicht zu verkennen. 1910 erschienen in Deutschland fast zu gleicher Zeit 2 Abhandlungen über das gleiche Thema: Helene Simons Arbeit *Der Anteil der Frau an der deutschen Industrie* und die Dissertation Dr. Rose Ottos, einer Schülerin Brentanos, *Über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen*. Auf Grund von Studien unter den Münchener Arbeiterinnen weist die Verfasserin nach, daß die verheiratete Fabrikarbeiterin durch ihre außerhäusliche Arbeit tatsächlich mehr verdient als ihr durch den Mehrverbrauch im Haus verloren geht. Die ethische Seite des Problems, die Frage, inwieweit die Kinder durch die Abwesenheit der Mutter vom Haus Entbehrungen erleiden müssen, wird von Rose Otto in ihrer Untersuchung nicht berührt. In Holland ist, wie ich ja auch schon in einem frühern Artikel in den *Sozialistischen Monatsheften* erwähnte,¹⁾ die Frage jetzt besonders aktuell.

Der erwähnte Bericht des holländischen Arbeitsamts ist das Resultat einer gemeinsamen Untersuchung der 4 Fabrikinspektorinnen, die in der holländischen Gewerbeinspektion angestellt sind. Diese Inspektorinnen haben die betreffenden Fabriken persönlich besucht und an der Hand eines bestimmten Fragebogens nicht nur die Unternehmer sondern auch die Arbeiterinnen selbst — und zwar jede Arbeiterin besonders — befragt. Sie begegneten dabei, wie sie mitteilen, seitens der Arbeiterinnen einer lebhaften Unterstützung, obwohl die Frauen fürchteten, daß der Untersuchung eventuell bald ein absolutes Verbot der Fabrikarbeit der Ehefrauen folgen könnte.

Es wurden im ganzen Reich 1154 Fabriken und Werkstätten besucht, in denen 4227 verheiratete Frauen, 794 Witwen, 235 eheverlassene oder geschiedene Frauen und 214 unverheiratete Mütter arbeiteten. Eine eigenartige Erscheinung ist es, daß die Fabrikarbeit verheirateter Frauen wirklich häufig nur in einigen Städten vorgefunden wird, während sie in anderen Städten mit genau den selben Industriezweigen gar nicht besteht. Volksgewohnheit und Sitten sowie auch der Beschluß einiger Fabrikanten keine verheirateten Frauen zu

¹⁾ Siehe meinen Artikel *Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1909, 1. Band, pag. 312 ff.

engagieren, respektive die Arbeiterinnen bei einer eventuellen Eheschließung zu entlassen haben hier die verschiedensten Verhältnisse geschaffen. Am stärksten herrscht die Fabrikarbeit verheirateter Frauen in Maastricht (keramische Industrie), wo 424 Ehefrauen in Fabriken tätig sind; weiterhin kommt die Textilbranche in Betracht, nämlich Enschede mit 405, Almelo mit 106, Leiden mit 176, Borne und Goor mit 189 Arbeiterinnen; wiederum ist hier bemerkenswert, daß in den Textilindustriestädten Tilburg und Hengelo mit wenigen Ausnahmen keine Fabrikarbeit verheirateter Frauen besteht. Ferner herrscht eheweibliche Fabrikarbeit in der Tabakindustrie, und zwar auch hier wieder in sehr verschiedenem Maß. In Lindhoven arbeiten 131 verheiratete Frauen in Fabriken, in Hertogenbosch, das ebenfalls Tabakindustrie besitzt, nur sehr wenige. In den Großstädten findet sich Fabrik- und Werkstättenarbeit von Ehefrauen in mehreren Industriezweigen, doch ist sie hier nicht sehr ausgedehnt; so wurden in Amsterdam 230 verheiratete Arbeiterinnen in 80 Fabriken, in Rotterdam 152 in 40 Fabriken, im Haag 105 in 34 Fabriken, in Utrecht 56 in 32 Fabriken gefunden. In den nördlichen Provinzen Groningen, Friesland und Drenthe kommt die Fabrikarbeit verheirateter Frauen fast gar nicht vor. Im allgemeinen haben die Arbeiter und Arbeiterfrauen Hollands eine starke und immer wachsende Abneigung gegen die Fabrik- oder Werkstattarbeit der Ehefrauen.

Nur in den Städten und Industriezentren, in denen infolge besonders niedriger Löhne und großer Armut die verheirateten Frauen schon einige Geschlechter hindurch gezwungen waren in die Fabriken zu gehen, in denen deshalb diese Art der Lebensführung sich von den Müttern auf die Kinder übertragen hat, dauert sie auch jetzt noch fort. Im allgemeinen ist aber in den letzten 20 Jahren eine nicht geringe Abnahme der Zahl verheirateter Arbeiterinnen in der Industrie zu konstatieren, ohne daß irgendeine gesetzliche Bestimmung diese Abnahme veranlaßt hätte. Von je 100 Personen im ganzen Reich, die in Fabriken und Werkstätten arbeiten, sind 1,39 % verheiratete Frauen. Unter den insgesamt 43 844 über 16 Jahre alten Fabrik- und Werkstättenarbeiterinnen sind nur 4227 = 9,62 % verheiratet. Selbstverständlich steigt in einigen Provinzstädten dieser Prozentsatz weit höher: So finden wir in Gelderland bis zu 25,7 %, in Limburg 20,43 %, in Utrecht 12,04 %, in Overijssel 11,46 % Ehefrauen. Dem Alter nach waren die 4227 verheirateten Arbeiterinnen wie folgt verteilt: 49 jünger als 20 Jahre, 1624 von 20 bis 29 Jahre, 1207 von 30 bis 39 Jahre, 620 von 40 bis 49 Jahre, 378 von 50 bis 65 Jahre, 76 65 Jahre und mehr, 400 unbekannt.

In der Spezialbeschreibung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen in den verschiedenen Betrieben und Gewerbezeigen wird hervorgehoben, daß die Arbeit der Frauen in der Textilindustrie sehr schwer ist. In Enschede wird, soweit dies die Arbeit zuläßt, den verheirateten Fabrikarbeiterinnen gestattet zur Bereitung des Mittagessens früher nach Hause zu gehen. Von dieser Erlaubnis machen in Enschede 274 Frauen Gebrauch. Im letzten Jahr erheben indessen die Fabrikanten mehr und mehr Beschwerde gegen diese besondere Berücksichtigung und stellen deshalb weniger Frauen ein.

Über die Einwirkung der Fabrikarbeit auf die Gesundheit der verheirateten Frauen schreibt der Bericht, daß es selbstverständlich nicht allein die Fabrikarbeit ist, die das elende Aussehen und das elende körperliche Befinden

der Fabrikarbeiterinnen verursacht. Schuld daran trägt wohl auch die Armut der Fabrikarbeiter:

»Unterernährung, Sorgen und Kummer und die doppelte Aufgabe, die die verheirateten Arbeiterinnen zu erfüllen haben, sind weitaus stärkere Zertrümmerer und Zerstörer des Frauenkörpers in diesen Keisen als die Fabrikarbeit selbst.«

Obwohl viele Arbeiterinnen darauf hinwiesen, daß die Arbeiten, die die Frauen zwingen den ganzen Tag über zu stehen, für die verheirateten Frauen besonders schädlich sind, wurde andererseits eine große Zahl von Krankheitserscheinungen konstatiert, unter denen die unverheirateten Frauen und die Männer genau so stark leiden wie die verheirateten Frauen. Wir lesen im Bericht:

»Die Fabrikarbeit übt unzweifelhaft auf einige Frauen eine günstige Wirkung, zum Beispiel auf diejenigen, die durch schmerzliche Ereignisse, wie den Verlust eines Kindes, seelisch deprimiert sind und nun im Kreis ihrer Mitarbeiterinnen wieder zu neuen Gedanken und neuem Arbeitseifer erwachen. Ebenso begünstet uns viele Fälle, in denen die Nachteile der Fabrikarbeit für die Arbeiterin und ihre Familie als das kleinere Übel empfunden wurden gegenüber der materiellen Hebung der Lebenslage durch den Arbeitsverdienst der Frau. Aber bei den meisten Frauen, die während des ganzen Arbeitstags Fabrikarbeit leisten, dabei ihre Familie zu versorgen haben und nicht über die permanente Hilfe einer Mutter oder Schwiegermutter verfügen, sind die Erscheinungen von Überanstrengung unverkennbar. Am Morgen, Mittag und Abend muß die Frau in großer Hast das Essen bereiten, das Hauswesen und die Kinder besorgen, während der ganze Sonntag mit Näh- und Reparaturarbeiten ausgefüllt wird.«

Deshalb, so wird weiter mitgeteilt, verschwinden die meisten verheirateten Frauen aus den Fabriken, sobald sie Mütter werden. Aus den Antworten auf eine dahingehende Frage ging hervor, daß 43 % der verheirateten Arbeiterinnen ihr Hauswesen inklusive der Wäsche völlig selbständig besorgen, während nur 13 % über eine ständige Hilfe im Haus verfügen.

In der Textilgend Twenthe stellte die Inspektorin noch eine besondere Untersuchung über die Krankheitserscheinungen und die größere oder geringere Arbeitsüberlastung der Frauen an. Diese Untersuchung ergab, daß 1230 Frauen neben der Fabrikarbeit ihr Hauswesen fast vollständig allein besorgten, während 419 ausschließlich Fabrikarbeit leisteten, da sie im Hauswesen Hilfe hatten. Von der ersten Gruppe klagten 42,5 % über Krankheit, von der zweiten Gruppe 32,5 %. Auch waren die Klagen der ersten Gruppe ernsterer Art; sie betrafen »andauernde Kopfschmerzen, chronische Ermüdung, Rücken- und Seitenschmerz, Schwäche und Blutarmut«. 666 Frauen in einer bestimmten Gegend wurden gefragt, wie lange sie nach Schluß der Fabrikarbeit noch in ihrem Hauswesen tätig seien und danach die Gesamtarbeitszeit herechnet. Es ergab dies die folgenden Zahlen: Die Gesamtarbeitszeit betrug für 40 Frauen weniger als 15 Stunden, für 123 15 bis 16 Stunden, für 250 16 bis 17, für 187 17 bis 18, für 142 18 bis 18½, für 13 18½ bis 19, für 11 Frauen 19 Stunden und mehr. Die Inspektorin eines andern Bezirks mit besonders starker eheweiblicher Fabrikarbeit, des Bezirks der keramischen und Tabakindustriezentren Maastricht und Emshoven, faßt ihre Eindrücke wie folgt zusammen:

»Ich schreibe die vielen Klagen über Ermüdung und Kopfschmerz hauptsächlich der doppelten Funktion zu, die die verheiratete Arbeiterin zu erfüllen hat, ihrer Tätigkeit als Fabrikarbeiterin und Hausfrau.«

In dem gleichen Sinn äußern sich auch die anderen Inspektorinnen.

Jeder Betriebszweig hat seine eigenen Krankheitserscheinungen. In der Textilindustrie herrschen sehr häufig Erkrankungen der Füße und Frauen-

leiden bei verheirateten Frauen, wahrscheinlich infolge des langen Stehens bei der Arbeit. Ebenso in den Glasfabriken. In der keramischen Industrie klagten die Frauen hauptsächlich über schwere Kopfschmerzen, Schwächegefühl und Blutarmut. Die Arbeiterinnen in Ziegeleien litten an Rückenschmerzen und klagten über die Schwere der zu leistenden Arbeiten. Unter den Tabakarbeiterinnen herrschen nervöse und Magenleiden vor.

Was die Einwirkungen der Fabrikarbeit der Ehefrauen auf Familie und Hauswesen anlangt, so geht aus der Statistik hervor, daß 2739 verheiratete Arbeiterinnen, 446 Witwen, 119 eheverlassene oder geschiedene Frauen und 130 unverheiratete Arbeiterinnen Kinder zu versorgen haben, während 1481 kinderlos sind. Von diesen Kindern waren 600 jünger als 1 Jahr, 1700 von 1 bis 6 Jahren und 2700 von 6 bis 12 Jahren. Von den 5256 verheirateten Arbeiterinnen besaßen 1029 keinen Ernährer, während in 300 Fällen der Mann wegen Körperschwäche nicht imstande war das Brot für die Familie zu verdienen. Diese fast 1350 Frauen waren also absolut gezwungen um ihrer Familie willen die harte Arbeit in der Fabrik zu leisten. 2150 Frauen gaben an, daß sie wegen des niedrigen Arbeitsverdienstes oder häufiger Arbeitslosigkeit des Mannes in die Fabrik gehen müßten. Sie bilden 41 % der verheirateten Arbeiterinnen; ihnen stand die Wahl frei entweder dauernd zu hungern oder selbst mit zu verdienen, dabei aber Hauswesen und Mutterpflichten zu vernachlässigen. Bei 850 Frauen kam nach dem Bericht weniger ein absoluter oder relativer Zwang zur Erwerbsarbeit in Frage; bei ihnen war vielmehr die Ursache der Fabrikarbeit die Gewöhnung an das Fabrikleben, in dem sie von den Kinderjahren an gestanden hatten, oder der Wunsch nach einem Extraverdienst. In 2000 Fällen wurde berechnet, welchen Prozentsatz von dem Gesamtfamilienverdienst der Arbeitsverdienst der Frauen ausmacht, und es ergab sich, daß die Frauen in 62 % der Fälle 30 bis 50 % vom Gesamtverdienst der Familie beschaffen. Die Mehrzahl der Frauenlöhne beträgt 4 bis 7 Gulden die Woche (7 Gulden = zirka 11½ Mark); nur wenige von den 2000 Frauen verdienen mehr. Von genossenschaftlichen Einrichtungen zur Besorgung der Wäsche und der Speisenerbereitung ist noch nirgends etwas zu finden. Von ihren Besuchen in den Wohnungen der Arbeiterinnen, besonders in den (katholischen) Südprovinzen Nordbrabant und Limburg entrollen die Inspektorinnen ein sehr trauriges Bild: Die Kinder sind physisch und moralisch vernachlässigt; vielfach sind die Ehemänner der verheirateten Arbeiterinnen dem Trunk ergeben, auch weil sie der Ungemütlichkeit des unordentlichen Hauswesens entfliehen wollen; auch viele Frauen trinken, teilweise infolge der doppelten Arbeitsanstrengung. In Limburg waren von den verheirateten Arbeiterinnen 30 %, in Noord-Brabant 31 % Analphabeten.

Die Inspektorin von Twenthe und Gelderland (Textilgegend) schreibt:

»Die Frauen gehen in die Fabriken für ihre Familie, und ihre Familie leidet darunter am meisten. Sie arbeiten, damit sie ihren Kindern die nötigsten Lebensbedürfnisse schaffen können, und gerade durch diese Arbeit entbehren die Kinder der mütterlichen Fürsorge, ohne die sich ein Kind nicht glücklich fühlen kann.«

Von den 1450 Frauen, die befragt wurden, antworteten 200, daß sie sehr glücklich seien etwas verdienen zu können, da sie sonst der Not preisgegeben wären; 300 Frauen erklärten, sie hätten gegen die Fabrikarbeit nichts einzuwenden, und 150 sahen in der Fabrikarbeit sogar eine höhere Lebenserfüllung als in der Hausarbeit. Dagegen sprachen sich 800 aus verschiedenen Gründen

gegen die Fabrikarbeit aus. In diesen Industriezentren, in denen die sozialistische Bewegung stark ist, herrscht unter den Männern weit weniger Trunksucht als in Noord-Brabant und Limburg; unter den Frauen wird sie dort gar nicht gefunden.

Die Versorgung der Kinder läßt alles zu wünschen übrig. In keiner der Fabrikgegenden werden die Kinder in Krippen versorgt. Die Ursache ist zunächst, daß nicht viele solcher Krippen vorhanden sind, und selbst, wo sie existieren, liegen sie zu weit von den Wohnungen der Arbeiter entfernt, und die Schwierigkeiten ihrer Benutzung sind zu groß. Soweit sich Krippen in den Großstädten finden, werden sie von Frauen in Anspruch genommen, die im Straßenhandel tätig sind oder in Ausnahmeweiten ihr Hauswesen verlassen müssen, nicht aber von den eigentlichen Fabrikarbeiterinnen. Für sämtliche Arbeiterinnen trat die Notwendigkeit einer guten Mutterschaftsversicherung zutage. Die heutigen Arbeiterinnenschutzgesetze enthalten nur die Bestimmung, daß die Arbeiterin 4 Wochen nach der Niederkunft nicht zur Fabrikarbeit zugelassen werden darf. Aber von allen Seiten wurde berichtet, daß die Armut die Mütter dazu zwingt die gesetzlichen Bestimmungen zu durchbrechen und so bald wie irgend möglich die Fabrikarbeit wieder aufzunehmen oder wenigstens durch häusliche Arbeit etwas zu verdienen. In den landwirtschaftlichen Betrieben, auf die Schutzbestimmungen keine Anwendung finden, wird während der Saisonarbeiten die Arbeit nach der Niederkunft so schnell wieder aufgenommen, daß sich daraus die ärgsten Mißstände und die größte Gesundheitsgefährdung für Mutter und Kind ergeben. Und in der Großindustrie müssen die Frauen durch Wohltätigkeitsunterstützungen, die ihre Abhängigkeit noch verstärken, einen Ersatz für den Lohnverlust während der ersten Wochen nach der Niederkunft zu finden suchen.

Wenn die Kinder der verheirateten Arbeiterinnen größer werden, so müssen sie doch ebenfalls während der Tagesstunden, in denen die Mutter in der Fabrik beschäftigt ist, versorgt und beaufsichtigt sein. Auf welche Art geschieht dies? Auch darüber finden wir in dem Bericht eine Fülle von Material. Für die Kinder unter 1 Jahr werden 2 bis 2,50 Gulden halbmonatlich gezahlt; soll bei der Versorgung auch die Nahrung miteinbegriffen sein, so steigt die Bezahlung bis auf 3 Gulden und mehr. Für die Kinder von 1½ bis 6 Jahren bezahlen die Mütter 0,50 bis 0,75 Gulden pro Woche, für die schulpflichtigen 0,25. Alte und kinderlose Frauen betreiben diese Kinderbeaufsichtigung als Erwerb. Als eine der ernstesten Folgen bezeichnet es der Bericht, daß die meisten Kinder dieser verheirateten Arbeiterinnen die Mutterbrust entbehren müssen, auch da, wo die Mütter durchaus gesund und sehr wohl imstande wären selbst zu nähren. Von 14 303 Kindern, über deren Ernährung die Mütter befragt wurden, wurden ernährt: 8795 Kinder (65,5%) durch natürliche Nahrung, 2110 Kinder (14,7%) durch gemischte und 3398 Kinder (23,8%) durch künstliche Nahrung. Diese Zahlen gelten für die Kinder in den ersten Lebensmonaten. Dabei wird darauf hingewiesen, daß die Kindersterblichkeit bei künstlicher Nahrung nicht notwendig größer sein müsse als bei natürlicher Nahrung, wenn die künstliche Nahrung nur, wie zum Beispiel in den gut geleiteten Krippen, mit Sachkenntnis und gut und sauber bereitet wird. Dennoch zeigt die Sterblichkeitstabelle, daß von den 3688 Kindern verheirateter Arbeiterinnen, die vor dem 1. Lebensjahr gestorben sind, nicht weniger

als 1193 an Darmkrankheiten zugrunde gingen, die ja meist infolge ungesunder oder unsauberer Ernährungsweise einzutreten pflegen.

So weit der reiche Inhalt des Berichts, der hier nur kurz zusammengefaßt werden konnte. Man kann nach seiner Lektüre nicht behaupten, daß er irgend etwas Neues oder Überraschendes enthielte. Es ist die alte Geschichte des Elends, des Elends für die Frauen selbst, für das Hauswesen, für die Kinder; und der einzige mildernde Umstand, der in Betracht käme, ist höchstens der, daß alle, die darunter leiden, an dieses Elend gewöhnt sind. Aber auch hier wird die Tatsache von neuem bestätigt, daß — Licht und Schatten gegen einander abgewogen — die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen das Leben für die Arbeiterfamilie und insbesondere für die Proletarierkinder noch viel öder, härter und trostloser macht. Und die vielfach prophezeite gemeinsame Speiseküche, die genossenschaftliche Wäschebesorgung und die Kinderkrippen helfen auch in Holland durchaus noch nicht in nennenswerter Weise den Arbeiterinnen ihre unmenschlich schwere Aufgabe zu erleichtern.

Notwendig ist mehr Schutz für die verheiratete Arbeiterin, Schutz nicht nur, damit sie ihre Mutterpflichten erfüllen kann, sondern Schutz auch für das verkümmerte Hauswesen und Schutz gegen die körperliche Verwüstung durch Übermüdung und Überanstrengung. Aber soll dieser Schutz nicht umgekehrt zu einer Strafe für die Frauen und deren Kinder werden, so muß er von einer finanziellen Unterstützung der Witwen und aller der Familien begleitet sein, deren Ernährer körperlich leidend ist.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Elsaß-Lothringen: Verfassung Vor der Abdankung stehende parlamentarische Körperschaften, deren Mitglieder von kommenden demokratischeren Wahlen nur eine Einbuße an persönlichem Ansehen und politischem Einfluß zu erwarten haben, bieten gewöhnlich kein erhebendes Bild dar. Die ernste sachliche Arbeit tritt mehr und mehr zurück; die demagogische Wirkung nach außen wird zum alles beherrschenden Leitstern der Verhandlungen; diese Demagogie gewinnt aber, angesichts der wesentlich andern eigenen Vergangenheit, noch mehr als sonst einen Stich in das Heuchlerische. Das traf auch für die jüngste Tätigkeit der reichsländischen Notablenkammer zu, und so hat ihre Schließung durch die Regierung nirgends tiefere Erregung zu wecken vermocht. »Das Volk«, so schreibt die sozialdemokratische *Freie Presse* in Straßburg, »hat keinerlei Veranlassung sich über die verächtliche Behandlung, welche diesem Parlament zu-

teil geworden, zu beschweren, das Volk im allgemeinen nicht und die Arbeiterschaft erst recht nicht, denn für diese hatte der Landesauschuß niemals etwas übrig. Mag er jetzt die Folgen seiner Handlungsweise tragen, er erntet nur, was er gesät.«

Um so dringender wird jedoch für die Regierung die Entscheidung in Berlin über den neuen elsäß-lothringischen Verfassungsentwurf, da ihr sonst nur das Mittel der Auflösung und der Neuwahlen unter dem alten, selber verurteilten System bliebe. Der 9. und 11. Mai waren in der Reichstagskommission nochmals kritische Tage erster Ordnung, da über die Zusammensetzung der Ersten Kammer, deren grundsätzliche Beibehaltung von vornherein feststand, jede Verständigung scheiterte. Das Zentrum verlangte, ganz seinen engeren Parteiinteressen entsprechend, eine besondere Vertretung der ländlichen Bezirke, nämlich 6 Mitglieder für die kleineren Städte und Landgemeinden, und zwar würden diese durch Wahl zu bestimmen gewesen sein, während die Ernennungen durch den Kaiser entsprechend vermindert werden sollten.

Die gesamte Linke stimmte gegen diesen Antrag, der gegen 9 Stimmen fiel, ein Schicksal, das alsdann in ähnlicher Weise den ganzen Paragrafen traf. Ein nochmaliger Einigungsvorschlag, der zwischen Regierung und Parteiführern vereinbart worden war, wollte alsdann die Erste Kammer bestehen lassen: aus 6 Vertretern der Landgemeinden (nach dem Entwurf 3), 2 Vertretern der Handwerkskammern (1), 4 Vertretern der Handelskammern (3), im übrigen nach den Vorschlägen der Regierung aus 4 Vertretern der Städte, 5 Vertretern der kirchlichen Gemeinschaften, 1 Vertreter der Universität Straburg und 1 des Oberlandesgerichts in Kolmar. Das ergab insgesamt 23 Mitglieder gegen 18 des Entwurfs; dazu kamen alsdann noch ebenso viele vom Kaiser zu ernennende *Lords*. Auch mit diesem erneuerten Anlauf hatte man keinen Erfolg, und schließlich lehnte die Kommission in einer Gesamtabstimmung das ganze Verfassungsgesetz mit 13 gegen 12 Stimmen ab. Das letzte Wort ist damit aber noch immer nicht gesprochen.

X

Marokko

Die Bedrohung von Fes durch aufständische Gegner des Sultans und der Vormarsch französischer Truppen nach dem Landesinnern haben plötzlich die Marokkofrage in neuer Schärfe wieder aufleben lassen. Die internationale Tragweite der Angelegenheit ist im Augenblick noch nicht vollständig zu übersehen. Zweifellos ist, daß einerseits eine starke Strömung in Frankreich zur endgültigen Herrschaftsübernahme drängt, die Warnungen Jaurès vor einer solchen offenen oder verkleideten Annektionspolitik also wahrhaftig nicht grundlos sind, und daß andererseits alldutsche Wortführer den Augenblick für günstig halten die Scharte von Algéciras auszuweiten. Weniger klar läßt sich die Haltung der Regierungen beurteilen, und vor allem von Berlin aus ertönen bald nachsichtig beruhigende, bald unfreundlich alarmierende Stimmen. »Nach bündigen Versicherungen der französischen Regierung«, hieß es, beide Stimmen vereind, in einer vielbeachteten offiziellen Auslassung, »hat sie lediglich die Absicht die zur Sicherung ihrer Staatsangehörigen nötigen Maßregeln zu ergreifen, insbesondere beabsichtigt sie nicht die Integrität Marokkos und die Souveränität des Sultans anzutasten; auch liegt eine Besetzung von Fes nicht in ihren Absichten. Es ist zu hoffen, daß die Ereignisse der fran-

zösischen Regierung die Innehaltung ihres Programms gestatten werden. Ein Hinausgehen über dasselbe würde deshalb mit der Algécirasakte nicht in Einklang stehen, weil ein wesentlicher Bestandteil der Akte ein unabhängiger marokkanischer Herrscher ist. Ein Durchbrechen wesentlicher Bestimmungen der Algécirasakte, selbst wenn es durch zwingende äußere Umstände und gegen den Willen der handelnden Macht herbeigeführt würde, würde sämtlichen Mächten ihre volle Aktionsfreiheit wiedergeben und könnte damit zu Konsequenzen führen, die sich zurzeit nicht übersehen lassen.« Der un-nachgiebigern Richtung innerhalb Deutschlands kommt diesmal zu Hilfe, daß man in dem in Nordafrika in erster Linie mitinteressierten Spanien das einseitige französische Vorrücken vom ersten Tag an sehr unliebsam empfand. Ferner dürfte sich nach den Potsdamer Abmachungen Rußlands Freundschaft und Bundesgenossenschaft für Frankreich wesentlich lauer äußern, während umgekehrt Deutschland seit der Balkankrise sich fester auf Österreich-Ungarns Sekundantenschaft verlassen kann. Eine Diplomatie, die eine solche verbesserte Konstellation nicht ausnutzen wollte, müßte von allen guten Geistern verlassen sein. Es fragt sich nur, in welcher Richtung sie Deutschlands Interesse und Einfluß geltend machen soll. Kaum ein anderer Augenblick als der gegenwärtige dürfte geeigneter sein Frankreich davon zu überzeugen, wie verhängnisvoll ihm ein feindselig mißtrauisches, wie nützlich ihm ein unbefangenes entgegenkommendes Deutschland werden kann und werden muß. Noch vor einem halben Jahrzehnt scheiterten alle ähnlichen Anläufe, weil die Anlehnung Frankreichs an England unter allen Umständen mehr zu bieten schien, und weil man deshalb über die (selbst von einigen unserer radikalsten Parteigenossen damals als berechtigt bezeichnete) Mißstimmung Deutschlands zur Tagesordnung glaubte übergehen zu können. Die ängstlichen und mahnenden Zusprüche, die jetzt von London aus nach Paris gerichtet werden, beweisen, daß man sich heute der französischen Zuverlässigkeit für weltpolitische, deutschfeindliche Zwecke viel weniger sicher fühlt als vor und in Algéciras. Möglich also, daß der Marokko-zwischenfall nach Westen hin die friedliche Sicherung Deutschlands fortsetzt, die man nach Osten hin seit den Potsdamer Abmachungen mehr als vorher er-

reicht zu haben glaubt. Bei genügender Festigkeit der deutschen Haltung dürfte das wohl zu erreichen sein.

× **England: Reformen** Die großen Reformen, die der, ausländischen Abenteuerern schon im allgemeinen wenig zugeneigte englische Liberalismus in Angriff genommen hat, tragen vielleicht gleichfalls dazu bei beruhigend über drohende auswärtige Erregungen hinwegzuhelfen. Aus der Umgestaltung und Vollmachtsschmälerung des Hauses der Lords ist nunmehr Ernst geworden. Noch tiefern Eindruck wird jedoch das großzügige Arbeiterversicherungsprojekt Lloyd-Georges hinterlassen. Sowohl Krankheit und Invalidität wie Arbeitslosigkeit sind in diesen Plan einbezogen; die Beiträge der Unternehmer wie die Zuschüsse des Staates sind größer als vermutet. Auch die Landreform regt sich im Inselreich mit einemal kräftiger als vorher, sowohl auf liberaler wie auf konservativer Seite. Die deutsche Gefahr und die deutschen *Dreadnoughts* können schließlich nicht ewig und ausschließlich die öffentliche Aufmerksamkeit fesseln.

× **Kurze Chronik** Zwischen Deutschland und Schweden ist ein Handelsvertrag zum Abschluß gelangt, der Deutschland im wesentlichen, neben der Meistbegünstigung, die Fortdauer der zollfreien Erzausfuhr verbürgt, während Schweden sich Freiheit von deutschen Pflasterzöllen gesichert hat (siehe die Rubrik *Wirtschaft*, pag. 653). × In der Türkei hat sich die Alleinherrschaft des jungtürkischen Komitees im Parlament wie in der Regierung neuerdings mehrfach erschüttert gezeigt. Kurz vor Mitte Mai sind sowohl der Finanzminister Dschavid Bey wie der Unterrichtsminister Ismael Hakki Bey, beide ausgeprägte Anhänger der liberalen jungtürkischen Richtung, von ihren Posten zurückgetreten. Von der Armee und ihrem Generalissimus, dem Kriegsminister Schefket Pascha, wird es, wie immer, in der Türkei abhängen, wie weit die Rechtsschwenkung sich erstrecken wird.

× **Literatur** Die kleine, schon früher an dieser Stelle warm empfohlene Schrift des Professors von Schulze-Gävernitz über die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen und Gegensätze zwischen England und Deutschland ist kürzlich

zu ermäßigtem Preis in 3. und 4. Auflage /Schöneberg, *Hilfe!* erschienen. Ich kenne, trotz mancher Abweichung im einzelnen, keinen bessern Überblick über die Entwicklungen, die mehr und mehr zur Achse aller großen internationalen weltpolitischen Entwicklungen geworden sind. × Was das von Stengelsche Wörterbuch für Deutschland bedeutet, das ist das von Bittersche *Handwörterbuch der preußischen Verwaltung* /Leipzig, Roßberg/ für den wichtigsten Einzelstaat. Der Herausgeber ist der Präsident des Oberverwaltungsgerichts, seine Mitarbeiter sind eine Reihe der hervorragendsten Verwaltungs- und Justizbeamten. Man darf daher die 2. Auflage, deren erste Hefte soeben erschienen sind, als Erfüllung eines dringenden praktischen Bedürfnisses, das auch in unserer Partei mit ihrem Hineinwachsen in alle öffentlichen Verhältnisse immer fühlbarer wird, willkommen heißen.

Wirtschaft / Rudolf Wissell

Schwedisch-deutscher Handelsvertrag Am 3. Mai ist von der Regierung der neue deutsch-schwedische Handelsvertrag veröffentlicht worden. Der bisherige Vertrag war am 31. Dezember 1910 abgelaufen. Vor Fertigstellung des von Schweden für die Regelung seiner Handelsbeziehungen geplanten Zolltarifs wollte Schweden einen neuen Vertrag nicht abschließen; so war denn eine provisorische Verlängerung des alten Vertrags bis zum 1. Dezember 1911 vereinbart. Nachdem nun der schwedische Zolltarif, der einen wesentlich schutzzöllnerischen Charakter trägt, fertiggestellt war, trat Schweden mit Deutschland über den Abschluß eines neuen Vertrags in Unterhandlungen ein, die nach zirka 6monatiger Dauer beendet waren. Nur in ganz wenigen und nebensächlichen Punkten ist eine Herabsetzung der schwedischen Zölle unter den bisherigen Zollstand erreicht worden. Die in der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* dem Vertrag beigegebene Erläuterung bezeichnet diese Herabsetzungen selber als »nicht besonders erhebliche«. Und diesen stehen so bedeutende Erhöhungen gegenüber, daß eine wesentliche Steigerung der Zollbelastung dabei herauskommt. Gleichwohl sind durch den Vertrag recht beträchtliche Herabsetzungen der autonomen Sätze des schwedischen Tarifs erzielt. Die Regierung weist darauf hin, daß durch diese Ermäßigungen jedenfalls »die neue schwe-

dische Zollbelastung auf ein Niveau herabgebracht ist, das zwar noch über dem gegenwärtigen liegt, das aber unserer Ausfuhr den Fortbestand ermöglichen würde. Das ist natürlich auch ein Trost, mit dem man zufrieden sein muß. Wie die Dinge liegen — so lautet das fast übereinstimmende Urteil der großen Handelsblätter —, war kaum mehr zu erreichen. Ein erheblicher Teil der Einfuhr aus Schweden besteht aus Rohstoffen, die Deutschland nicht entbehren kann — ein Drittel der Einfuhr besteht in den so wichtigen schwedischen Eisenerzen —, und deren Belastung mit Zöllen die norddeutschen Kommunen schwer schädigen würde; das ist zum Beispiel bei den Pflastersteinen der Fall, auf deren Bezug die norddeutschen Städte angewiesen sind, und deren Transport auch die kleine Ostseeschifffahrt Deutschlands lohnend beschäftigt. Es ist schon ein Segen, daß Schweden den Bezug der Eisenerze nicht durch Ausfuhrzölle erschwert hat. Immerhin kann durch den Vertrag der Fortbestand unserer Ausfuhr (im Jahr 1910 190,5 Millionen, gegen 163,8 Millionen Einfuhr) erhofft werden.

Der neue Vertrag soll bis zum 31. Dezember 1917 gelten und je um 1 Jahr weiterlaufen, wenn er nicht 1 Jahr vorher gekündigt wird. Auf alle Fälle soll der Vertrag am 31. Dezember 1920 sein Ende erreichen.

X **Holland:** **Zolltarif** **X**
Am 8. April ist den niederländischen Generalstaaten ein Zolltarifentwurf vorgelegt worden, der zwar in erster Linie fiskalischen Interessen dienen soll, den Schutz der nationalen Arbeit jedoch auch nicht nur so nebenher verfolgt. In der Begründung wird ausdrücklich gesagt, daß, wenn auch für die Konsumenten die Einfuhr zu recht niedrigen Preisen von Vorteil sein möge, dieser Vorteil sich jedoch in einen Nachteil verkehren könne, wenn dadurch der einheimischen Industrie die Existenzmöglichkeit untergraben werde, und es ganz in der Macht des Auslands liege die Preise zu erhöhen.

Was diesem Entwurf seine Bedeutung gibt, ist die Tatsache, daß er die Umkehr vom Freihandel zum Schutzzoll bedeutet. Das wird natürlich auch für Deutschland eine Erschwerung seiner Handelsbeziehungen bedeuten. Bei dem Anteil Hollands am Gesamthandel Deutschlands (zirka 7 % = 453 Millionen Mark in 1909) würde diese Erschwerung recht fühlbar im Wirtschaftsleben werden.

Es ist auch in Handelskreisen schon die Ansicht ausgesprochen worden, daß Holland mit seinem Zolltarif auf die Verhandlungen rüstet, die bei Annahme des deutschen Gesetzes über die Erhebung von Schiffsabgaben auf den deutschen Strömen mit ihm gepflogen werden müssen. Denn ohne die Zustimmung Hollands wird sie auf dem Rhein nicht möglich sein.

X **Amerikanisch-kanadisches Handelsabkommen** **X**
Gegenstand lebhafter Erörterungen und zum Teil leidenschaftlicher Erregung in beteiligten Kreisen ist in der letzten Zeit das zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada getroffene Handelsabkommen gewesen. Abgesehen davon, daß durch den engern wirtschaftlichen Zusammenschluß der beiden Länder für Deutschland die Gefahr einer Verdrängung aus manchen Positionen in Kanada besteht, befürchtet man eine Schädigung Deutschlands auch in den Vereinigten Staaten. Es sind Kanada Sondervergünstigungen gewährt worden, die unter den Sätzen des Deutschland zugewilligten Minimaltarifs liegen. Die Annahme, daß diese Vergünstigungen auch Deutschland zugestanden werden müßten, ist durch eine Erklärung des amerikanischen Staatssekretärs zerstört worden, die zum Ausdruck brachte, daß diese Sondervergünstigungen auf Kanada beschränkt bleiben sollen, da dieses dafür besondere Gegenleistungen gewährt habe. Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß diese Sonderstellung Kanadas eine Schlechterstellung der deutschen Einfuhr nach den Vereinigten Staaten bedeute. Für diesen Fall aber sei folgende Gesetzesbestimmung vorgesehen, die den Bundesrat zur Regelung der Handelsverhältnisse mit Nordamerika ermächtigt: »Lassen die Vereinigten Staaten durch Gesetze, Verträge mit dritten Ländern oder auf irgendeine andere Weise bezüglich des Warenaustausches zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten irgendwelche den gegenwärtigen Zustand zugunsten Deutschlands verschiedene Änderungen eintreten, so wird der Bundesrat nach seinem Ermessen die den Erzeugnissen der Vereinigten Staaten gewährten Vergünstigungen ganz oder teilweise zurückziehen.« Welche Komplikationen dem Handel hier noch erwachsen werden, ist vorläufig nicht abzusehen.

X **Getreidemarkt** **X**
Der Getreidemarkt stand in den letzten Wochen völlig unter dem Eindruck der außerordentlich ungünstigen Berichte

über den Stand der Saaten. Der preussische Bericht konstatierte, daß nach dem fast frostfreien Winter der plötzliche Wettersturz Anfang April die gut entwickelten Pflanzen schwer geschädigt habe, und Umpflügungen namentlich im Osten in großem Umfang erfolgen müßten. Weit mehr aber noch als dieser Witterungsumschlag sollen die Mäuse Schäden angerichtet haben, da in dem gelinden Winter keine geeigneten Witterungseinflüsse zu ihrer Vernichtung vorgekommen seien. Wörtlich heißt es im Bericht: »Die Ziffern für die Schäden, die zum allergrößten Teil von den Mäusen herühren dürften, erscheinen beispielsweise beim Klee, wo sie auf 50 und mehr, sogar 90 Hundertteile des Anbaus geschätzt werden, mitunter fast ungläublich.« Nicht ganz so trostlos sah der Bericht für das Reich die Sache an, wengleich auch er einen ungünstigen Stand der Wintersaaten zugeben mußte und von großen Umpflügungen sprach, die notwendig geworden wären. Obwohl nach diesen Berichten, die den gegenwärtigen Stand der Saaten berücksichtigen, das endgültige Ergebnis der Ernte nicht beurteilt, dieses vielmehr bei günstiger Witterung in den kommenden Monaten noch ganz günstig werden kann, so hat doch der Getreidemarkt sofort auf die Berichte hin durch Preiserhöhungen reagiert. Namentlich im Roggen ist diese Erhöhung eingetreten. Kostete er am 24. Februar am Frühmarkt in Berlin noch 148 bis 149 Mark, so war dieser Preis Anfang Mai auf 163 bis 165 Mark gestiegen.

× **Kohlenpolitik** Bei der Etatsberatung ist in der Budgetkommission des preussischen Abgeordnetenhauses die Frage des Anschlusses der staatlichen Ruhrkohlenbergwerke an das Kohlensyndikat Gegenstand der Erörterung gewesen. Allseitig ist der Anschluß für zweckmäßig erachtet worden, und es scheint, als ob auch die Regierung diesem Gedanken nicht so ganz ablehnend gegenüberstände wie es bisher der Fall gewesen ist. Es muß daran erinnert werden, daß auf der letzten Tagung der Eisenhüttenleute im Dezember vorigen Jahres in Düsseldorf der frühere preussische Finanzminister und jetzige Oberpräsident der Rheinprovinz von Rhein haben die Hoffnung aussprach, daß es ihm vergönnt sein möge bei der Gestaltung der Verbandsverhältnisse der Industrie als ehrlicher Makler dienen zu können. Das alles läßt es angebracht er-

scheinen der staatlichen Kohlenpolitik Aufmerksamkeit zu schenken. Und das unsomehr als in dem Bericht der Abgeordnetenkommission über die staatlichen Bergwerke sich folgende Bemerkung findet: »Alles, was man an Schwierigkeiten im Kalibergbau durchzumachen hatte, wurde gegenüber den deroutierenden Wirkungen eines Zusammenbruchs des Kohlensyndikats als Bagatelle erscheinen. Man werde sogar ernstlich damit rechnen müssen, daß ein großer Teil des heute nahezu ausschließlich in deutschen Händen befindlichen westlichen Grubenbesitzes in französische und belgische Hände übergehen werde. Schon heute seien von Belgien und Frankreich, namentlich aber aus den französischen Erzdistrikten ernste Angebote auf deutsche Gruben gemacht, die selbstverständlich abgelehnt seien.«

Das Kohlensyndikat steht vor der Frage seiner Verlängerung. Eine Einigung wird nicht so leicht sein. Die reinen Zechen fühlen sich durch die Hüttenzechen respektive den diesen eingeräumten Vorteilen benachteiligt, und die widerstrebenden Interessen unter einen Hut zu bringen wird sehr schwer sein. Daher sucht man den Staat für die bedrohten Interessen mobil zu machen, man will ihn für das Kohlensyndikat gewinnen und den Syndikatsinteressen dienstbar machen. Im Lauf der Jahre ist die Produktion der staatlichen Bergwerke immer größer geworden, und sie muß in den nächsten Jahren noch mehr zunehmen, nachdem die gemachten Aufwendungen die Vorbedingungen dazu geschaffen haben. Es ist anscheinend ganz aus der Erinnerung verschwunden, daß der Erwerb der Ruhrkohlenbergwerke mit der Hoffnung begründet wurde späterhin im Interesse der Allgemeinheit einen Einfluß auf Preisbildung der Kohlen zu gewinnen und weiter, um den Staat für den eigenen Bedarf von den Privatzechen unabhängig zu machen. Nun würde dieses ja bei einem Beitritt des Staats zum Kohlensyndikat nicht unmöglich sein; aber eine Preisbildung, wie sie bei dem Erwerb der Zechen beabsichtigt war, ist doch gänzlich ausgeschlossen. Das Kalisyndikat ist ein Beispiel dafür, wie wenig es der Bergfiskus verstanden hat die eigenen und die Allgemeininteressen zu wahren. Ein Beitritt des Staats zum Kohlensyndikat würde die auf Erhöhung der Preise gerichtete Politik kaum ändern.

×

×

Kurze Chronik Die Meldungen über das Wirtschaftsleben in den Vereinigten Staaten sind in der letzten Zeit ziemlich ungünstig. Namentlich die Eisenindustrie ist sehr gedrückt, was sich in einer erheblichen Abnahme der über die deutschen Häfen gehenden Abwanderung geltend macht. X Das ostdeutsche Roheisensyndikat ist bis Ende 1914 geschlossen worden. Dem Syndikat gehört auch das Eisenwerk *Kraft* in Stettin an; mit dem Lübecker Hochofenwerk steht es zum gemeinsamen Ankauf des Roheisens in Kartellvertrag. X Das Eisenwerk *Kraft* in Stettin plant eine Fusion mit der *Rheinischen Bergbau- und Hüttenwesens Aktiengesellschaft*. Da eine solche in der Sachlage selbst wenig begründet erscheint, dürfte die Vermutung, daß der Hauptaktionär Fürst von Donnersmarck aus finanziellen Gründen die Sache betreibt, wohl zutreffend sein.

X **Literatur** X
 In einem kleinen Büchlein *Die Existenzgrundlagen der Mittelbetriebe in der Berliner Maschinenindustrie* /Berlin, Cohen/ kommt Dr. W. Niefind zu dem Ergebnis, daß die Mehrzahl der Unternehmungen mittlerer Größe für die Gesamtproduktion nur noch eine untergeordnete Bedeutung hat, und er schließt sich mit einer Variation der Ansicht Naumanus an: »Das Schaffen ist zu den Großbetrieben übergegangen, und der kleine Betrieb folgt ihnen wie ein Ährenleser der Truppe der Schnitter. Auch wenn seine Tagesernte nicht schlecht ist, so kann er doch immer nur nehmen, was übrig bleibt, nachdem die Garben der Großen in Reih und Glied stehen.« Besonders verdienstvoll ist die Herausstellung der Tatsache, daß die Statistik über die Zahl der Betriebe, die hier in Betracht kommen, kein klares Bild ergibt. Die Statistik zählt nur die Betriebe, die technischen Einheiten; der Leser aber denkt an die Unternehmungen, die wirtschaftlichen Einheiten, und die ganze bisherige Diskussion über die Verdrängung des Handwerks zum Beispiel operiert mit den statistischen Zahlen, als ob diese sich auf selbständige Unternehmungen bezögen. X Eine in der Gesamtheit recht umfangreiche Darstellung der Anschauungen über die Rechtfertigung der Höherbelastung fundierter Bezüge gibt Dr. Walter Eichhorn in seinem Buch *Die Höherbelastung fundierter Bezüge durch direkte Staatssteuern* /Jena, G. Fischer/.

Der Verfasser selbst fordert höhere Belastung des fundierten Einkommens; er meint auch, daß die Zwischenstufen zwischen fundierten und unfundierten Einkommen je nach dem Maß der geschützten Interessen und zugewandten Vorteilen differentiell zu belasten seien. Im weitaus größten Teil des Buches untersucht Eichhorn, wie man der Forderung der höhern Belastung fundierter Bezüge in den einzelnen Kantonen der Schweiz gerecht zu werden versucht hat.

Staatssozialismus / Wilhelm Schröder

Nationalgefühl und Staatssozialismus Von den Gegnern des Ausbaus der Arbeiterversicherung werden bekanntlich Arbeitslosenversicherung und ähnliche Dinge des öfters als Prämie auf die Faulheit und staatliche Unterstützung der roten Gewerkschaften denunziert; als besonderer Trumpf gilt ihnen aber der Hinweis darauf, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die der Staat doch mit Wohltaten überschütete, antinational, vaterlandsfeindlich sei. Mit diesem Vorwurf befaßt sich der Gewerbeinspektor Oberregierungsrat Dr. Bittmann in Karlsruhe in einer Betrachtung, die er im *Tag* vom 9. April 1911 veröffentlicht hat. *Nationalgefühl und Arbeiterschaft* ist der beachtenswerte Artikel überschrieben. Herr Dr. Bittmann hält die Mahnung doch endlich einmal die rote Internationale fallen zu lassen und an dem Gedeihen und Blühen des Deutschen Reiches mitzuarbeiten für ebenso wirkungsvoll und nötig wie etwa eine Anrufung an die deutsche Professorenschaft, sie möge doch nicht fortwährend an den unmöglichsten Orten ihre Regenschirme stehen lassen, damit endlich einmal die deutsche Jugend zu ihrem Recht komme. »Niemals«, so sagt der Verfasser, »stand der deutsche Arbeiter, der geistig rege, an Heimatgefühl, nationalem Empfinden, Deutschtum hinter anderen Ständen zurück; hieran ändert auch die rote Internationale nichts, die im Grunde doch nur ein Bodensatz von Idealität ist, was von manchen andersfarbigen Internationalen nicht gerade gerühmt werden kann.« Für diese Ansicht bringt Bittmann ein Stück eigener Erfahrung als Beweis. Unter seiner Leitung besuchten im Oktober 1910 nicht weniger als 127 Arbeiter aus badischen Betrieben die Weltausstellung zu Brüssel. 100 Reiseteilnehmer waren von ihm selbst aus den von Gewerkschaften und Arbeiterver-

einen vorgeschlagenen Personen und aus der Reihe der sich unmittelbar Meldenden, die übrigen von ihren Arbeitgeberern ausgesucht. Aus 47 Orten des Großherzogtums, aus Industriezentren und entlegenen Gegenden, aus den verschiedensten Gewerben, aus Fabrik und Handwerk fanden sich gelernte und nichtgelernte, organisierte und nichtorganisierte Arbeiter zur gemeinsamen Reise zusammen; von den organisierten Arbeitern gehörten 52 den freien Gewerkschaften, somit, wie Bittmann sich ausdrückt, der Sozialdemokratie an. Sämtliche Teilnehmer an der sehr harmonisch verlaufenen Reise kamen nun der Bitte des Gewerbeinspektors nach ihm über ihre Brüsseler Eindrücke schriftlich Bericht zu erstatten; und aus diesen Berichten führt er nun allerhand Einzelheiten an, die über die Sinnesrichtung der Briefschreiber Aufschluß geben. Das Hohelied der Arbeit und deutscher Arbeit klingt nach Bittmanns Ausdruck aus diesen Briefen heraus. »Der Gedanke läßt mich nicht mehr los«, so schreibt ein Fräser, »daß die Erfindungen nicht dem einzelnen zu danken sind sondern der ganzen geistig und körperlich tätigen Masse. Die Wiege technischer Erfindungen reicht Jahre zurück, so daß auch der geringste Arbeiter zum Fortschritt beiträgt. Der Arbeit gehört die Zukunft.« Ein Textilarbeiter meint: »Die Deutschen wissen wohl, daß neben der Volksbildung die sozialen Einrichtungen wesentlich dazu beigetragen haben die deutsche Arbeitskraft zu stärken.« Ein Angehöriger des graphischen Gewerbes, Sozialdemokrat, wie mancher der von Bittmann zitierten Briefschreiber, urteilt: »Das befriedigende Gefühl für den sittlich hohen Wert menschlicher Arbeit wird erst dadurch zur Entfaltung gebracht, daß der Arbeiter diesen Wert in seiner kulturellen Bedeutung kennen und schätzen lernt und hierdurch seiner eigenen Betätigung diejenige Weihe gibt, die sie ihm zur Lebensfreude werden läßt. Der wirtschaftliche Wettbewerb der Völker setzt solche gehobene Seelenkraft voraus. Das gesamte Kulturleben kann nur dann zur höchsten Entwicklung gelangen, wenn dieser Geist in der Lebensarbeit des einzelnen sich betätigt.« Bezeichnend ist es, daß die Arbeiter die Vernachlässigung der deutschen Sprache im Ausland rügen, weniger, weil ihnen das Fehlen deutscher Aufschriften un bequem ist, als weil sie nach Bittmanns

Ausdruck einen Mangel selbstbewußten Nationalgefühls empfinden. So ein Glaser: »Unangenehm berührte es uns, daß unsere Muttersprache von allen Nationen außer Kanada ausgeschaltet wurde. Noch unbegreiflicher, daß Deutschland selbst sich neben den anderen nicht auch seiner eigenen Sprache befleißigte.«

Der badische Oberregierungsrat kommt in seinen Betrachtungen noch auf mancherlei zu sprechen, so auf die literarische Kulturarbeit, die die sozialdemokratische Presse durchweg im Gegensatz zu manchem bürgerlichen Blatt im Feuilleton leistet; auch schildert er humoristisch die Erziehungsarbeit, die der Arbeiter innerhalb 30 Jahren am Unternehmer insoweit verrichtet hat als er ihn bestimmte das patriarchalische *Du* mit der Anrede *Meine Herren* zu vertauschen und bei gemeinsamen Konferenzen für Sitzgelegenheit zu sorgen.

Ich habe die Bekundungen des Nationalgefühls beim deutschen Arbeiter erwähnt, nicht weil sie mir wie Herrn Bittmann als neue Offenbarung erschienen, sondern weil sie als Anklage gegen die preußische Regierung und gegen den Teil der bürgerlichen Parteien von Belang sind, die den Staatssozialismus eben als Mittel zum Zweck für gut genug halten. Politiker, die ihre staats-erhaltende Gesinnung reklamehaft feilbieten, stellen dem Arbeiter die Zumutung um bestimmter staatlicher Vorteile willen von seinem Ideal zu lassen und haften den Männern, die jeden Tag bereit sind für die Besserung der Zustände im Vaterland ins Gefängnis zu gehen, den Makel der Vaterlandslosigkeit an. Diese offiziellen Patrioten sind wirklich unschuldig daran, daß der deutsche Arbeiter sich nationales Selbstbewußtsein bewahrt hat, mag er mit Ingrimm auch auf diejenigen seiner Gegner blicken, die jetzt bei der Neugestaltung der Krankenversicherungsordnung daran sind ihm die Arbeit auf dem einzigen Gebiet der staatssozialistischen Gesetzgebung zu verleiden, wo ihm bislang Gelegenheit gegeben war seinen Verwaltungsfähigkeiten zu bewähren.

X

Australien Der Berliner Nationalökonom Professor Dr. Alfred Manes spendet dem australischen Arbeiterministerium beachtenswerte Worte des Lobes. An der Spitze dieses Ministeriums steht der ehemalige Bergarbeiter Andrew Fisher,

der im Lauf dieses Jahres in London an einem Arbeiterkongreß teilnehmen wird. Es war die Gepflogenheit namentlich der konservativen und rechtsnationalliberalen Presse in bekannter Tendenz allerhand von der Unfähigkeit der Arbeiterregierung in Australien zu fabeln und darzulegen, daß die staatssozialistischen Experimente dieser Regierung das Land in Grund und Boden ruinieren müßten. Manes befaßt sich ausschließlich mit der 3. Herrschaftsperiode der australischen Arbeiterpartei, die am 1. April 1910 begann. Die Partei hat nach ihm in knapp ¼ Jahren Kulturtagen vollbracht, die, von internationaler Bedeutung, auch deutschem Wesen, deutschem Handel, deutscher Industrie zugute kommen können; »wenn wir die Beziehungen zu Australien richtig zu fördern verstehen, was bisher kaum der Fall gewesen ist«. Der Regierung Fishers ist es zu verdanken, daß mit Staatsunterstützung ein unabhängiges Kabelnachrichtensbureau errichtet wird, das es künftig ermöglicht besser, billiger und vor allen Dingen wahrheitsgetreuer als bisher über europäische Dinge zu berichten. Der Arbeiterpartei ist ferner die Einrichtung drahtloser Telegraphenstationen zu danken; sie beabsichtigt eine gleichmäßige Spurweite für alle Bahnen des australischen Kontinents sowie eine heimische Dampferlinie zu unterstützen. Von anderen Reformen ist, wie Professor Manes ausführt, im Gegensatz zu den Liberalen der Arbeiterpartei die Einführung des Pennypontos für ganz Australien und England sowie auch für solche Staaten gelungen, die Gegenseitigkeit üben wollen. Weiter sei der Ausbau der Bürgermiliz und die Erhöhung der Wertzuwachssteuer erwähnt. Der Mann, der mit seinen Gesinnungsgenossen in wenigen Monaten derartige Reformen durchsetzen konnte, hat übrigens — was vielleicht nicht ganz überflüssig ist zu erwähnen — kein juristisches Examen hinter sich.

× **Kurze Chronik** Die Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses erklärte sich am 31. März einmütig damit einverstanden, daß der Regierung jetzt der Anschluß der staatlichen Bergwerksbetriebe an das Kohlensyndikat zu empfehlen sei. Wenn in früheren Jahren im Parlament Klagen über die Preispolitik des Kohlensyndikats laut wurden, fand der Minister die Antwort, daß der rheinisch-westfälische

Zeichenbesitz des Fiskus erst erstarken müsse, um der Übermacht des privaten Großkapitals entgegenzutreten zu können. Jetzt, wo der staatliche Besitz allmählich an Einfluß gewinnt, geht er mit dem Privatbesitz zusammen (siehe die Rubrik *Wirtschaft*, pag. 654). × Im Jahr 1908 kaufte der bayrische Staat das Kohlenbergwerk Stockheim, das im rechtsrheinischen Bayern und im Herzogtum Sachsen-Meiningen liegt. Der Kaufpreis wurde auf 2½ Millionen Mark festgesetzt, der Kohlenvorrat sollte mindestens 1½ Millionen Tonnen betragen. Mitte April 1911 stellte sich heraus, daß die Sachverständigen sich über die Abbauwürdigkeit des Bergwerks vollständig geirrt haben, und der Betrieb wieder gänzlich eingestellt werden muß.

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Marx und Hegel Im Zusammenhang mit der fortschreitenden Wiederbelebung philosophischer Interessen hat auch das Interesse für das Verhältnis der Marxschen Gesellschafts- und Geschichtsauffassung, seiner ganzen Denk- und Darstellungsart zur klassischen deutschen Philosophie, deren Ausläufer Hegel er nach seiner bekannten Äußerung so starke Anregungen verdankt, zugenommen: in sozialistischen Kreisen — wo zum Beispiel der Wiener Dr. Max Adler eine Allianz von Kantischen und Marxschen Gedankengängen anstrebt (siehe diese Rundschau, 1908, 3. Band, pag. 1625 ff.) — und ebenso oder in noch breiterem Umfang in Kreisen der sogenannten bürgerlichen Wissenschaft. Hammachers dickleibigem Band *Das philosophische und ökonomische System des Marxismus* und Schulze-Gävernitz' *Marx oder Kant?* folgte vor kurzem die Arbeit Vorländer's *Marx und Kant* (siehe diese Rundschau, 1909, 1. Band, pag. 66 ff., und 3. Band, pag. 1451 ff., sowie 1911, 1. Band, pag. 472 ff.). Die neueste Publikation auf diesem Gebiet, *Marx und Hegel* / Tübingen, Laupp/, hat den Leipziger Privatdozenten Johann Plenge zum Verfasser, der in einem kampfästigen Vorwort Hammacher und Schulze-Gävernitz jede Kompetenz zu philosophischer Beurteilung abspricht, um dann hinsichtlich Marxens eigener philosophischer Qualifikation zu einer noch viel schlechteren Note als seine Vorgänger zu gelangen. Marx habe

nämlich, meint er, Hegel überhaupt nicht recht verstanden; er schleppe unverdaute Reminiszenzen des Hegelschen Systems in seinen vielgerühmten *Materialismus* mit hinein. Einzig in der Eröffnung gewisser Perspektiven auf die Beziehung zwischen dem geistigen Bewußtsein der Gesellschaftsglieder und der jeweiligen gesellschaftlichen Organisation sei er über jenen philosophisch hinausgegangen, habe sich aber den Weg zur gründlichen Verwertung des Gedankens durch seinen Mangel an kritischer Besinnung selbst verbarrikadiert.

Der hochfahrend apodiktischen Manier des Aburteilens entspricht die Dürftigkeit der angeblichen Beweisführung. Statt dem Geist des Marxismus in dem Gesamtwerk des großen Mannes nachzuspüren und die epigrammatisch schlagwortartig zugespitzten Formulierungen im Licht dieses Ganzen zu betrachten, wählt Plenge die bequeme, von alters her zur Diskreditierung Marxens so beliebte Manier sich an den Wortlaut solcher Formulierungen zu klammern und dort auf *Widersprüche* Jagd zu machen. Wie kann Marx seine Geschichtsauffassung für eine Überwindung jeder Art Ideologie halten, wo er doch ebenso wie Hegel davon durchdrungen ist, daß sich in dem kausal bedingten historisch sozialen Ablauf notwendigerweise eine aufwärts führende, die Gattung einem Reich der Freiheit zuführende Zielstrebigkeit durchsetzt, eine, wie Hegel es nennt, »List der Vernunft«, die die einzelnen, die Gruppen und Massen, die nur dem Zwang ihrer partikularen Interessen zu gehorchen glauben, zugleich im Dienst dieses in allmählicher Entwicklung sich realisierenden Gattungszwecks agieren läßt? Was ist die Vorstellung eines solchen Gattungsziels, wenn nicht eine die Erfahrung weit überfliegende Idee? Was ist die unter Berufung auf ihr spezielles Klasseninteresse an die Proletariat gerichtete Aufforderung die Realisierung eines solchen in der Entwicklungsrichtung liegenden und vorbereiteten Gesellschaftszustands als Mittel ihrer eigenen Emanzipation kämpfend durchzusetzen, wenn nicht der Hinweis auf ein Ideal, das mitbestimmend im Bewußtsein der durch die Not zum Kampf Getriebenen wirken soll? Ist Marxens Pronunziamento im *Kommunistischen Manifest*, die Arbeiter hätten keine Ideale zu verwirklichen, da nicht ein eklatanter Widerspruch? Und so fort. Ein wenig näher zuzusehen, in welchem Sinn das Wort *Ideale* hier gebraucht ist,

fällt Plenge durchaus nicht ein. Und was gar das Lieblingsthema seiner Polemik, den angeblich grobmechanistischen Marxschen *Materialismus* anlangt: weiß er denn nicht, daß gerade von streng marxistischer Seite immer wieder darauf hingewiesen ist, wie jene sogenannten *materiellen* Verhältnisse, auf die die Marxische Geschichtsauffassung in erster Reihe reflektiert, selbstverständlich nur als gesellschaftliche Verhältnisse zwecksetzend bewußter Wesen, im Rahmen zwecksetzender gesellschaftlicher Aktion erschaffene Verhältnisse zu denken sind? Womit dann auch zugleich gesagt ist, daß das Bestimmwerden der gesellschaftlichen Bewegung durch die gesellschaftlich erzeugten Produktionsmittel und Produktionsverhältnisse nur als eine Form gesellschaftlicher (durch letzthin in der menschlichen Natur prädisponierte Zwecke dirigierter) Selbstbestimmung zu denken ist. Weiß er nicht, wie oft, auf solche und ähnliche Erwägungen gestützt, ebenfalls von Marxisten die durchgängige Unabhängigkeit dieser Geschichtsauffassung von den Thesen eines metaphysischen Materialismus, der alles auf bloße Atombewegungen zurückführen will, hervorgehoben ist? Daß demzufolge die Beibehaltung des Epithetons *materialistisch* schließlich nur den Sinn haben kann jede Verbindung des historisch ökonomischen Entwicklungsgedankens mit transzendenten metaphysischen Spekulationen ganz allgemein und im Prinzip abzulehnen?

Der Umstand, daß Marx in seinen Studentenjahren, dem Zug des Zeitgeistes folgend, sich sehr eingehend mit Hegel, viel weniger mit Kant beschäftigt hat, erklärt genügend, daß er, ebenso wie Engels, die dialektisch ausgeschmückte Restauration des Materialismus durch Feuerbach in ihrer philosophischen Bedeutung weit überschätzte, daß er für eine Überwindung des philosophischen Idealismus hielt, was doch nur ein aus dem Weg Gehen, ein Ignorieren der grundlegenden von Kant gestellten Probleme war. Und da die Feuerbachsche Umkehrung der Hegelschen Dialektik und Widerspiegelungsdoktrin ihm selbst in seiner Loslösung von Hegel einen mächtig fortwirkenden Anstoß gab: was Wunder, daß das Wort *Materialismus* nunmehr für ihn etwas wie programmatische Bedeutung erhielt, für ihn wie Engels hier und da zum Synonym voraussetzungsloser wissenschaftlich radikaler Forschung wurde?

Das dabei mit unterlaufende Quidproquo läßt sich leicht redressieren, und es ist von der bisherigen Kritik, soweit es ihr um wirkliches Eindringen zu tun war, redressiert. Statt davon Notiz zu nehmen und dann zur Untersuchung des Kerns vorzugehen, nimmt Plenge seinen Maßstab zur Vergleichung Marxens mit Hegel umgekehrt aus solchen Wendungen, die längst als äußeres Etikett erkannt sind, freut sich am Donquixotischen Windmühlenflügelkampf. Eine besonders ergiebige Fundgrube bildet natürlich die genialisch konzipierte, aber in der Knappheit ihrer bildlichen Ausdrücke vieldentig schillernde Formulierung der Marx'schen Geschichtsauffassung im Vorwort zur *Kritik der politischen Ökonomie* vom Jahr 1859. Es kann dort in der Tat beinahe scheinen, als wolle Marx das unendlich komplizierte Gewebe der Wechselwirkungen im geschichtlichen Gesellschaftsleben wesentlich auf ein einziges Grundschema, auf die Wechselwirkung zwischen den *Produktionsverhältnissen* und den im Rahmen dieser ausgebildeten, über sie hinauswachsenden *Produktivkräften* reduzieren, die Bewegung aller übrigen Sphären aber nur als bloßen Reflex, bloße Rückwirkung der in jenem Rhythmus fortschreitenden ökonomischen Grundbewegung gelten lassen: eine Idee, die, so machtvolle Anregungen sie gibt, sich dann freilich leicht durch ein paar einfache Reflexionen als undurchführbar nachweisen läßt. Aber diese ebenso großartige wie einseitige Simplifikation, der man es so deutlich anmerkt, daß sie in durchgängig polemischer Beziehung zu Hegels geschichtsphilosophischer Prokrustesmethode entworfen wurde, war für Marx doch eben nur vorläufige Form, in der er seinen Gegensatz zu seinem Ausgangspunkt Hegel in kühn markanten Generalisationen zu fixieren suchte, ganz gewiß kein Dogma, dem sich sein Denken schematisch unterwarf. Während er 8 Jahre später im *Kapital* die Ausführungen der *Kritik* kürzend und ergänzend reproduzierte, hat er die dort gegebene Formulierung seiner Geschichtsauffassung nicht mit aufgenommen; doch sicher ein Zeichen, daß sie ihm in jener summarischen Gestalt nicht mehr genügte. Wohl aber tritt in diesem Hauptwerk — worüber man freilich durch Plenge nichts erfährt — der spezifisch methodische Charakter von Marxens ökonomistischer Geschichtsauffassung (eine Methode der Forschung nennt sie auch

Engels mit Vorliebe) aufs deutlichste hervor. Worauf Marx im *Kapital* ausgeht, ist: den grundlegenden Begriff des modernen, durch Warenproduktion und Lohnarbeit charakterisierten wirtschaftlichen Gesamtprozesses systematisch zu entwickeln. In diesem Sinn und zu diesem Zweck bildet er die Formel seines Arbeitswertbegriffs, untersucht er, wie unter dieser Voraussetzung für die Veranstanter der Arbeitsprozesse, die Käufer der Arbeitskraft, die Erzielung von Kapitalgewinn möglich ist, wie die Größe des Preisüberschusses auf Grund des Wertgesetzes durch Mehrarbeit bestimmt sein muß, und meint dann auf der Basis der so deduzierten Bestimmungen auch die Herausbildung einer tendenziell gleichen Durchschnittsprofitrate verständlich machen zu können. Was sich gegen die wissenschaftliche Begründung der Wertgesetzhypothese auch immer sagen läßt — und es läßt sich Entscheidendes dagegen sagen —, die enorme Bedeutung dieses ersten Versuchs die unendlich entwickelte Gesamtstruktur des Prozesses in streng methodisch durchgeführter Begriffsentwicklung klarzulegen bleibt darum doch bestehen; er bildet eines der imposantesten Monumente, die philosophische Denkart in der Entwicklung der sozialen Wissenschaften aufgeführt hat. Plenge, der sich in Bewunderung Hegels und der Hegelschen Dialektik nicht genug tun kann, fehlt für die Würdigung dieser Marx'schen Leistung jedes Augenmaß. Sie ist für ihn nichts weiter als ein unorganisches Gemengsel, und er vergißt vollkommen, daß das unausgesetzte Auf und Ab in dieser Wirtschaftsform, die scheinbar regellosen Oberflächenerscheinungen, auf die er sich zur Widerlegung Marxens beruft, doch gleichfalls nur begriffen werden können, wenn der Zusammenhang des Ganzen in methodischem Fortschritt von unten her begriffen, also eben die Aufgabe, die Marx sich stellte, so oder so gelöst wird. Und im Zusammenhang mit dieser Stellung der Aufgabe, aus der Begriffsentwicklung selbst ergeben sich für Marx dann weiter, nachdem die Analyse des fertigen Prozesses bis zu einem gewissen vorläufigen Abschluß gebracht ist, die leitenden Gesichtspunkte historisch genetischer Betrachtungsweise des Prozesses. Die theoretische Zergliederung zeigte, daß die Akkumulation des Kapitals den Mehrwert, der Mehrwert die kapitalistische Produktion, diese aber das Vorhandensein größerer Kapitalmassen in

den Händen von Warenproduzenten voraussetzt«. So unterstellt die historische Existenz des Kapitalismus also — mit dieser Folgerung wendet Marx sich von den Ergebnissen der systematischen Analyse des fertigen Prozesses zur Aufsuchung seiner geschichtlichen Entwicklungsbedingungen — eine Akkumulation, die »nicht das Resultat der kapitalistischen Produktionsweise sondern ihr Ausgangspunkt« ist. Mit klassischer Prägnanz ist hier der oberste, Einheit gebende Gesichtspunkt für die spezifisch ökonomistische Durchforschung der voraufgehenden Geschichtsperiode bezeichnet, das heuristische Prinzip, an dessen Hand er nun den Wechselwirkungen, in denen sich die Umwälzung zum Kapitalismus vollzogen, nachspürt. Nicht in ein *a priori* konstruiertes Schema, nicht in eine Rangordnung, in der gewisse Faktoren einseitig als bedingend, die anderen einseitig als bedingt erscheinen sollen, werden die historischen Vorgänge hereingepreßt; sie werden vielmehr — das ist das wirklich charakteristische Artmerkmal der Betrachtungsweise — im Hinblick auf die faktische Rolle untersucht, die sie, sich wechselweise ergänzend, in jener zur Herausgestaltung des spezifisch charakterisierten modernen Wirtschaftsprozesses führenden Umwälzung spielen. In diesem Sinn wird die Expropriation des englischen Landvolks von Grund und Boden geschildert, wird auf die Rückwirkung der agrikolen Revolution auf die Industrie, das Kolonialsystem, das Staatsschulden-, Steuer- und Protektionssystem des Merkantilismus hingewiesen, die großartige, in früheren Kapiteln gegebene Darstellung der parallel laufenden, bedingt-bedingenden Entwicklung zur kooperativ-maschinenmäßigen Technik ergänzt und fortgeführt. Allerdings, daß die Vorgeschichte der modernen Nation eine Geschichte von Gesellschaften ist, in denen sich gegen die alt-feudale Eigentumsordnung eine neue Gesellschaftsklasse, die Bourgeoisie, Eigentums- und Rechtsverhältnisse ganz anderer Art begründend, heraufarbeitet: diese Einsicht war auch der bürgerlich französischen Geschichtsschreibung der Thierry und Guizot schon geläufig, bahnte eine soziale, vom Streben nach *zusammenhängender* Erkenntnis geleitete Geschichtsschreibung an. Aber erst durch Marx, der die neue Klasse zugleich als Träger einer neuen spezifisch charakterisierten Produktionsform aufbaßt und von deren systematischer Analyse ausgeht, erhält diese Art der

Forschung ein klar fixiertes soziologisch-systematisches Fundament, eine sichere Orientierung in der Fragestellung und den anzuwendenden Methoden. Marx macht Epoche auch in dieser Hinsicht.

✕ **Kurze Chronik.** Adolf Hepner, der altbewährte deutschamerikanische Genosse, hat des Amerikaners Morris Hillquit Schrift *Der Sozialismus, seine Theorie und Praxis* in guter deutscher Übersetzung herausgegeben /München, Reinhardt/. Das umfangreiche Buch ist als eine Einführung für Anfänger gedacht. Der 1., etwa 150 Seiten enthaltende Teil betitelt sich *Die sozialistische Philosophie und Bewegung* und handelt vom Verhältnis des Sozialismus zum Individualismus, zur Ethik, zur Gesetzgebung und zum Staat. Der 2. Teil, betitelt *Sozialismus und Reform*, gibt ein Resümee über die politisch sozialen Reformbestrebungen der Arbeiterpartei und deren bisherige Erfolge. Den Abschluß bildet eine, allerdings sehr knapp gefaßte Skizze der sozialistischen Parteien in den Hauptkulturländern. ✕ *The New Socialism* von Jane T. Stoddart /London, Hodder & Stoughton/ bespricht die hauptsächlichsten Streitfragen und theoretischen Kontraversen aus der sozialistischen Bewegung des letzten Jahrzehnts und bringt als Anhang einen Überblick über den revolutionären Syndikalismus in Frankreich und den Sozialismus in Amerika und Australien. ✕ An ein philosophisch interessiertes Publikum wendet sich Dr. Gertrud Bäumer, die bekannte Vorkämpferin der Frauensache, mit ihrem reichhaltigen, anregenden Werk *Die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts* /Heilbronn, Salzer/. Die Ansichten der Klassiker, Herders, Goethes, Schillers, Humboldts, Kants und Fichtes, werden lebendig-anschaulich charakterisiert. Insbesondere dürfte der Abschnitt über Goethe interessieren. Unter dem Sammelnamen *Sozialistische Theorien* — die Rubrizierung dient mehr dem äußeren Notbehelf — werden Hegel mit seiner Staatsverherrlichung, Comte, Mill und schließlich, allerdings recht obenhin und anfechtbar, die materialistische Geschichtsauffassung, Feuerbach und der Marx-Engels'sche Standpunkt, skizziert. Der letzte Abschnitt, der sich *Synthese* nennt, enthält Kapitel über Ruskin, Carlyle, Tolstoj, den Katholizismus und einiges andere.

KUNST

Musik / Hugo Leichtentritt

Korngold Am meisten Aufsehen erregte während der letzten Wochen das Auftreten des 14-jährigen Erich Wolfgang Korngold aus Wien. Die Leistungen dieses Knaben sind ganz außerordentlich. Für die Komposition ist er in einem ganz ungewöhnlichen Grad begabt. Wie der Fisch im Wasser, so tummelt er sich im Gewirr der kompliziertesten Harmonik. Er bot uns das seltsame Schauspiel eines Kindes, das mit der Richard Straußschen Technik jongliert. Wo die Weiterentwicklung von diesem extremen Standpunkt aus ihn noch hinführen soll, ist durchaus nicht ersichtlich, es müßte denn eine rückwärtige, meines Erachtens viel gesündere Entwicklung nach der Seite des Einfachern hin eintreten. So altklug und überreif seine ganze Art und Weise erscheinen mag, so liegt doch andererseits ein auffallend kindlicher Zug in der Freude an den verwickeltesten Klanggebilden, in dem Spielen mit den gehäuften Schwierigkeiten. In einem Konzert des Rosequartetts wurde sein Klaviertrio gespielt, eine Komposition von einer so erstaunlichen technischen Reife und Modernität, daß sie jedem erwachsenen musikalischen Sezessionisten zur Ehre gereichen würde. Auch als Pianist erwies Erich Korngold ein ganz hervorragendes Können. Trotzallem glaube ich, daß der Knabe nicht in die Öffentlichkeit gehört. Die Sensation, die mit der Veröffentlichung seiner Kompositionen und mit seinem öffentlichen Auftreten verbunden ist, kann ihm nichts nützen, wohl aber sehr schaden, indem sie einen Dünkel in ihm großzieht, der ein ernstes Hindernis für eine Festigung seines künstlerischen Charakters sein kann.

✕ **Orchester-**
musik ✕ Mit einer ganzen Reihe großer Orchesterkompositionen trat der russische Komponist

Felix Mandelstam auf. Er hat eine tüchtige kontrapunktische Technik aufzuweisen, ein bemerkenswertes Klangfarbenempfinden. Mit der thematischen Erfindung jedoch ist es ziemlich schlecht bestellt, Gestaltungskraft und Ausdrucksvermögen reichen nur für sehr enge Grenzen aus. So konnte man seiner sorgsam gearbeiteten Darbietungen nicht froh werden.

Was der französische Komponist **Fernand Le Borne** in einem *Symphoni-*

schen Konzert für Klavier, Violine und Orchester darbot, gehörte zu dem Dürftigsten, was ich seit langer Zeit gehört habe. Mehr Erfolg hatte der junge dänische Komponist **Paul von Klenu** mit seiner 3. Symphonie; man konnte sie zwar noch nicht für voll nehmen, darf aber nach dieser sehr erheblichen Talentprobe auf die Weiterentwicklung des Komponisten gute Hoffnungen setzen.

Nicht mehr als ein Achtungserfolg war **Georg Schumanns** neuer Overture beschieden, die ihrem Titel *Lebensfreude* nur in bescheidenen Grenzen gerecht wird.

✕ **KurzeChronik** Mehr als 70 Jahre alt, starb im April in Berlin die berühmte Geigerin **Lady Hallé**,

bekannter unter dem Namen **Norman-Neruda**. Von Geburt Österreicherin, ließ sie sich nach einer an künstlerischen Ehren reichen Laufbahn ständig in England nieder. Dort heiratete sie in zweiter Ehe den um das musikalische England hochverdienten **Lord Charles Hallé**. Nach dessen Tod siedelte sie nach Berlin über, bis in die letzten Tage mit der Ausübung ihrer Kunst beschäftigt. Unter den Geigerinnen der letzten Jahrzehnte stand sie unstrittig an erster Stelle. ✕ In Dresden starb im Februar **Eduard Reuß**, einer der bevorzugten Schüler **Liszts**, einer der wenigen Wagnerianer großen Stils, die noch bis in unsere Tage hineinreichen. Als Lehrer und Musikschriftsteller hat er sich mancherlei Verdienste erworben. ✕ Ein *August Bungert-Bund* hat sich gegründet; um für den nach der Meinung seiner Anhänger arg verkannnten Meister der *Homerischen Welt* Propaganda zu machen. An der Spitze steht **Carmen Sylva**. ✕ Als Nachfolger des kürzlich verstorbenen **Wilhelm Berger** wurde **Max Reger** zum Leiter der **Meininger Hofkapelle** ernannt. ✕ Ein **Beethovenfest** fand im April im Haag statt, veranstaltet vom **Verein Beethovenhaus**, der ein **Beethovenfestspielhaus** errichten will, in dem die Werke des Meisters unter den denkbar günstigsten Umständen zur Aufführung gelangen sollen. ✕ In Rom fand im April ein **Musikkongreß** anlässlich der Feierlichkeiten des Jubiläumsjahrs statt. ✕ Mitte Mai feiert das **Prager Konservatorium** sein 100jähriges Jubiläum. Die Anstalt, eine der angesehensten ihrer Art, ist wohl die älteste größere Musikschule in Deutschland und Österreich. Nur das Pariser und einige italienische

Konservatorien können auf eine längere Geschichte zurückblicken. X Ein vollkommener Mißerfolg war Leoncavallos neuer Oper *Maia* beschieden, die im März im Berliner königlichen Opernhaus zum erstenmal aufgeführt wurde und schleunigst wieder vom Spielplan verschwand. X Einen Liederabend mit eigenen Gesängen veranstaltete Richard Wetz aus Erfurt, der in den letzten Jahren sich eine ganz ansehnliche Stellung als Liederkomponist erworben hat. Was er diesmal darbot, war allerdings nicht gerade geeignet für ihn stark einzunehmen. Seinem großen Willen entspricht das Können nicht genügend, er macht sich an Aufgaben, denen er nicht gewachsen ist. X Von den Novitäten der letzten Wochen stelle ich weitaus am höchsten Philipp Scharwenkas formvollendetes, von warmer Empfindung durchpulstes, klängvolles und vornehmes Streichquartett opus 117.

X Literatur

Ein umfangreiches Werk veröffentlicht Karl Storck: *Musik und Musiker in Karrikatur und Satire* / Oldenburg, Stalling/. Eine *Kulturgeschichte der Musik aus dem Zerrspiegel* nennt der Verfasser sein Werk im Untertitel. Die Weltliteratur ist nicht gerade arm an sarkastischen, persiflierenden, humorvollen Betrachtungen über musikalische Persönlichkeiten und Zustände in den verschiedensten Zeitaltern. Dazu kommt eine große Menge von bildlichen Darstellungen. Gemälden, Zeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen, Photographieen, Skulpturen, Reliefs usw., die sich auf das nämliche Thema beziehen. Aus diesen reichhaltigen Quellen hat Karl Storck mit glücklichem Griff geschöpft. Er bietet ein gut geschriebenes, höchst unterhaltendes und kulturgeschichtlich bedeutendes Buch, das durch mehr als 500 Abbildungen, eine Menge schnurriger Musikbeilagen einen besondern Reiz erhält. Seine Arbeit ist um so höher einzuschätzen als er sich nur in geringem Maß auf Vorgänger stützen konnte. Im wesentlichen war er auf den eigenen Sammelreifer angewiesen. Im Aufsäuren entlegener Quellen, in der Gruppierung, Beleuchtung, Interpretierung zeigt der Verfasser so viel Geschick wie Geschmack und Sachkenntnis. Demnach kann sein Werk nur warm empfohlen werden, wenschon es den Stoff keineswegs erschöpfend behandelt, vielmehr nur von einem Gesichtspunkt aus einzelne Ausschnitte gibt. Es bietet Belehrung und Unterhaltung und

gibt reichlich Stoff zu kultur- und musikhistorischen Vergleichen. X Als letzte Arbeit gab Eduard Reuß, über dessen Tod oben berichtet wurde, *Frans Liszt in seinen Briefen in der Sammlung Bücher der Weisheit und Schönheit* / Stuttgart, Greiner & Pfeiffer/ heraus. Einer ausgezeichneten Einleitung, die sich mit Liszts künstlerischer Persönlichkeit befaßt, folgen Auszüge aus den zahlreichen Briefen Liszts, Zitate, die zusammengestellt sind, um Liszts Stellung zu verschiedenen Künstlern und Kunstfragen mit seinen eigenen Worten klarzumachen. Das Buch ersetzt nicht die Originalausgaben der Lisztschen Briefe, ist aber daneben als zuverlässiger Führer sehr empfehlenswert. X Eine sehr brauchbare Einführung in die Beethovenschen Symphonieen veröffentlicht M. Chop (*Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst: Ludwig van Beethovens Symphonieen* / Leipzig, Reclam/). Die 3 kleinen Hefte behandeln ihr Thema nach der musikgeschichtlichen, formalen, ästhetischen Seite hin gründlich und doch gemeinverständlich und können also auch von Laien mit Nutzen gelesen werden. X August Wünsche gibt Karl Christian Friedrich Krauses *Darstellungen aus der Geschichte der Musik* neu heraus / Leipzig, Dieterich/. Es handelt sich um einen Zyklus von Vorträgen über Theorie und Geschichte der Musik, die der Ästhetiker Krause als Privatdozent in den Jahren 1825 und 1826 in Göttingen gehalten hat. So verdienstlich diese Vorträge zu ihrer Zeit auch gewesen sein mögen, so haben sie dennoch nach fast 100 Jahren ihr aktuelles Interesse für uns zum großen Teil eingebüßt. Von unserm Standpunkt aus ist der größere Teil ihres Inhalts veraltet, und ein paar Retuschen des Herausgebers ändern daran nicht viel. Für den zünftigen Ästhetiker hat das Buch natürlich seinen Wert.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Urnenhallen Die Urnenhalle, die vor kurzem am Wedding eröffnet worden ist, könnte man vielleicht mit Stillschweigen übergehen. Als Bauwerk trägt die von William Müller geschaffene Anlage in sich keinen Zug von besonderer Art, als Kulthalle für die neue Form der Feuerbestattung wäre sie hingegen ein Dokument, das in überraschender Weise zeigt, wie wenig doch dieser Gedanke schon in der Bevölkerung Wurzel geschlagen hat. Man steht vor

einem Haus, das seine Reize von idyllisch geruhsamen Herrensitzen, die irgendwo an märkischen Seen herumstehen mögen, abborgt hat. Man betritt eine große Halle, die, wenn sie komfortabler ausmöbliert wäre, mit einer geräumigen Diele verwechselt werden könnte. An einer Wand, vor der der Redner bei der letzten Trauerzeremonie steht, gibt es eine dünnblütige Ornamentik, die den Neugläubigen Symbole bieten soll, ohne selbst eigentlich symbolisch zu sein. Die Wände und Galerien sind in Nischen aufgeteilt, in die die Urnen gestellt werden. Man sollte meinen, aus solcher Nebeneinanderreihung müßte sich ein starker und an dieser Stätte ein eindrucksvoller Rhythmus ergeben. Keineswegs. Denn die Angehörigen der hier Eingäscherten behängen die Urnen nischen mit einem bizarren Flitterkram, mit Stoffblumen und dergleichen Dingen, die unter der Vegetation eines Grabhügels verschwinden, während sie hier brutal in den Raum hineingellen. Woraus zu folgern wäre, daß ein an sich so wertvoller und auf die Dauer gar nicht abzuweisender Gedanke auch der neuen Kultform bedarf. In welcher Weise sich so etwas entwickeln könnte, verspürt man vielleicht beim Betreten des Kellergewölbes. Das Gruftartige beginnt zu wirken: Halbdunkle Nischen, Gänge, deren Ende nicht abzusehen ist, unbestimmtes, katakombenhaftes Zwielicht bieten Ansätze zu einer weihevollen Stimmung, die man nun einmal von dem Gedanken des Sterbens und Vergehens nicht abtrennen kann. Es wird ja wohl nicht möglich sein einer Urnenhalle die Stimmungsgewalt der alten Kolumbarien zu geben. Allein so nüchtern geschäftsmäßig, so ganz mit allem Komfort der Neuzeit darf man, gerade wenn man die Feuerbestattung erwünscht, die Aschenreste nicht an der Wand entlang aufstellen.

X
Kreis

Die Oase in der endlosen Bilderwüste der *Großen Berliner* ist dies Jahr ein Saal mit Architekturen von Kreis: wohl der einzige Saal, der uneingeschränkte Befriedigung auslöst. Aus dieser Zusammenstellung von Kreisschen Entwürfen ersieht man noch einmal mit aller Deutlichkeit, welches Unrecht ihm von der Bismarckjury widerfahren ist. Dieser Ankauf an letzter Stelle wirkt wie eine beabsichtigte Verletzung. Aber sollten wir das im deutschen Vaterland nicht schon gewohnt sein? Die paar Talente, die wir haben, und die vielleicht an gro-

ßen Arbeiten zu genialen Taten erstarken könnten, lassen wir hübsch im Winkel verkümmern. Es ist das Bezeichnende an dieser kleinen Sonderausstellung, daß das meiste, was Kreis zu bieten hat, Entwurf geblieben ist. Dabei ist er keineswegs unter die berüchtigte Klasse der Papierarchitekten zu zählen, unter jene zweifelhaften Phantasten, die mit der Kohle und dem Stift alles, mit Stein und Eisen gar nichts können. Die Bismarckwarten — ich nenne nur die Eisenacher — oder die paar Geschäftshäuser, die er in Düsseldorf bauen konnte, zeigen, daß hier eine Kraft wirkt, die in Massen zu denken vermag, die auch die bescheidenste Aufgabe nicht ohne einen Zug von Größe läßt. Kreis ist ein Baumeister von persönlicher Wucht, von einem sehr ersten und sehr überlegten Willen, dabei, wie schon der große Preis für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal beweist, der dem noch nicht 23jährigen zugesprochen wurde, mit einer natürlichen, frischen Begabung ausgestattet. Für manche mag die Tradition, die er von Wallot in Dresden erhalten hat, zu wenig beweglich, für andere sein Ernst zu schwer, seine Wucht zu stark sein. Aber bleibt es sich nicht gleich, ob einer, der das Zeug in sich hätte, am Schaffen gehindert wird, weil er nicht zu dem offiziellen Eklektizismus, oder weil er nicht zu den kunstgewerblichen Geschmackshausierern gehört. Kreis ist sicherlich keiner, der auf jeden Hieb das Rechte trifft, aber selbst da, wo er sich verhaut, ist er tausendmal interessanter als jene barchentrockige Tugend, für die es keine Abwege gibt.

X

Zwei beinahe gleichzeitig veranstaltete Ausstellungen der Berliner Glasmalerwerkstätten von Heinersdorff und Schmidt lenken die Aufmerksamkeit auf die Verwendung des Buntglases innerhalb der neuen Raumkunst. Zwar geben solche Ausstellungen, bei denen das einzelne Fenster aus seinem architektonischen Rahmen herausgerissen ist, kein ganz zutreffendes Bild. Allein man weiß von mancherlei neuen Bauten, daß die Tüchtigsten unter den Glasmalern ernsthaft bemüht sind sich dem Raumorganismus einzuordnen. Das prinzipielle Vorurteil mancher Architekten, wie etwa Em. von Seidl's, gegen diese Glaserkünste scheint doch etwas zu schroff. Es ist ja richtig, daß der Zeichner und vor allem der Zeichnergeist sich hier noch mehr als gut breit machen darf; allein das ständige Zusammenarbeiten mit den Werkstätten, das Unter-

ordnen unter die technischen Voraussetzungen hat doch einzelne, wie Goller, Böld, Becker-Tempelburg oder Pollog, zu annehmbaren Lösungen gebracht. Der Geistreichste unter diesen Entwerfern ist vielleicht Gebner, der mit Silberauftrag auf weißem Grund manch prickelnden Effekt erzielt hat. Dagegen scheint kaum einmal ein monumentales Fenster gelingen zu wollen. Mit Grisaillearbeiten für den Hagener Bahnhof wurde uns in Thorn-Prikker ein Mann vorgestellt, der für die Glasmalerei noch mancherlei erwarten läßt. Ein Christus von Gußmann für eine schlesische Kapelle, der sich herb und spröde bot wie ein protestantisches Bekenntnis, hatte im Gegensatz zu der halb-wahren kirchlichen Kunst, die wir heute gewohnt sind, einen Zug von wahrhaftiger Größe, der als Ansatz bemerkenswert wäre. Der eigentliche Fortschritt innerhalb der Glasmalerei scheint sich nach der Seite des Koloristischen vollziehen zu wollen. Die reinen, starken und flüchtig gehaltenen Farben, wie sie ein Cézanne bevorzugte, werden jetzt von Pechstein und vor allem von César Klein auf das Glasfenster übertragen, das so eine verblüffende Brillanz erhält.

Handarbeitsunterricht Durch die Reform des Handarbeitsunterrichts, die jetzt in Preußen durchgeführt wird, soll der für alle gewerbliche Produktion ausschlaggebende Faktor: die Frau, zu einem gesunden und natürlichen Geschmacksempfinden gebracht werden. Die Potsdamer Handels- und Gewerbeschule für Mädchen, die die Seminaristinnen nach den neuen Bestimmungen ausbildet, hat neulich in einer Semesterschlußausstellung gezeigt, wohin diese Bestrebungen steuern. Diese Wirkereien und Stickereien, Weißnähereien und Schneidereien überraschen durch das Fehlen aller applizierten Ornamentik. Eine überlegte Herstellungsweise, die sich auf ein klares Erfassen der Materialstrukturen, aller technischen Voraussetzungen und einer für diese Dinge selten konstruktiven Logik stützt, ist an die Stelle jener haltlosen zeichnerischen Mädchen-einfälle getreten. Farb- und Formwirkungen, die durch ein Arbeiten mit den Materialien an einem sogenannten *Probetuch* ausgereift sind, werden keineswegs ohne dekorativen Reiz entwickelt. Die Zeichnung wird nur in der Art der *Werkzeichnungen* von den Schülerinnen genutzt, die schon mit den Stoffen zu schalten verstehen und durch ihre praktische Handarbeit imstande sind auf dem

Papier erreichbare Wirkungen abzuschätzen. Dadurch kommt also in die Zierkünste ein Element, das von den Leiterinnen dieses Unterrichts wohl zutreffend als *architektonische Disziplinierung* angesprochen wird.

Kurze Chronik Die Kunstgewerbeschule in Breslau hat der Kultusminister zu einer königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe avancieren lassen. Die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft und der *Verein Berliner Kaufleute und Industrieller* kommen beide in ihren Jahresberichten zu der Feststellung, daß in Berlin die fabrikmäßige Herstellung von Möbeln zurückgegangen ist; das Publikum bevorzugt handwerksmäßig hergestellte Einzeimöbel: eine Konjunktur, die mit den neuen Kunstgewerbebestrebungen übereinstimmt. Während bei dem ängstlich geheim gehaltenen Berliner Opernhauswettbewerb jede ernsthafte Kraft ausgeschaltet worden ist, hat jetzt die Wiener *Freie Volksbühne* sich aus Berlin Oskar Kaufmann, den befähigten Erbauer des *Hebbeltheaters*, zur Errichtung eines eigenen Bühnenhauses geholt.

Literatur *Eigener Herd Goldes* heißt eine Broschüre von Max Spindler / Wiesbaden, *Westdeutsche Verlagsgesellschaft*, die in den Abbildungen das Wohnungsproblem streift, während der Text in der Hauptsache Winke gibt, wie der Wirtschaftsetat des Eigenhausbewohners durch Geflügel- und Gemüsezuucht aufgebessert werden kann. Der *Deutsche Werkbund* faßte die auf der letzten Tagung gehaltenen Referate, die in dieser Rundschau (1910, 2. Band, pag. 928) schon besprochen worden sind, unter dem Gesamttitel *Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit* / Jena, Diederichs / zu einem Jahresbericht zusammen. Das vom *Deutschen Holzarbeiterverband* seit 6 Jahren herausgegebene *Fachblatt für Holzarbeiter*, das die Mitglieder über die technischen und künstlerischen Probleme ihres Gewerbes unterrichten soll, erscheint jetzt in neuer, verbesserter Form. Ein gutes Papier und eine geschickte typographische Anordnung lassen das sorgsam gewählte Anschauungsmaterial aufs beste zur Geltung kommen. Inhaltlich war ja das Fachblatt, das ein bemerkenswertes Dokument der Gewerkschaftsarbeit ist, schon immer auf der Höhe einer gut geleiteten Kunstgewerbezeitschrift.